Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 74 (1993)

Artikel: Der Landammann und sein Lehrer : aus dem Briefwechsel 1851-1879 von Landammann Dr. iur. Joachim Heer und Dr. phil. Georg G. Strässer
Autor: Brunner, Christoph H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-585456

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 13.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Landammann und sein Lehrer

Aus dem Briefwechsel
1851-1879
von Landammann Dr. iur. Joachim Heer
und Dr. phil. Georg G. Strässer





Christoph H. Brunner

Eduard Vischer
zum 90. Geburtstag

Am 9. Juli 1977 schrieb mir Eduard Vischer – er arbeitete damals gerade an der mittlerweile erschienenen grossen Niebuhr-Briefausgabe – es sei beim Räumen für mich unter anderem ein dünnes Oktavbändchen abgefallen, Strässers «Alte Geschichte», 1835 in Aarau herausgekommen.

Eduard Vischer fährt in seinem Begleitbrief zu diesem antiquarischen Geschenk fort: *«Das Büchlein erinnert an eine von mir nicht geschriebene Arbeit ‹Der Landammann und sein Lehrer›. Strässer muss ein seltsamer Kauz gewesen sein, der in seiner späteren Lebensphase in Aschaffenburg auf einem Kontor arbeitete und dann privatisierte. Ich glaube, J. Heer hat ihn dort einmal besucht. Strässer hat ihm sehr ausführliche Episteln gesandt, die beim Nachlass Heer im Landesarchiv liegen. Ausser ihnen hat Dr. Laupper von anderer Seite ein grosses Dossier [Strässersachen] bekommen. Kurzum, hier liegt ein Schatz, den bisher niemand gehoben hat.»*

Damit war ich aufmerksam gemacht auf den Briefwechsel von Dr. iur. Joachim Heer (1825-1879), Landammann, Bundesrat und Bundespräsident, sowie Dr. phil. Georg Strässer (1802-1882), einem Rheinpreussen, Sekundarlehrer in Glarus von 1835 bis 1852.

Der Brief Eduard Vischers macht dreierlei deutlich: Erstens bin ich nicht selbst auf diesen Briefwechsel zwischen Landammann Heer und Dr. Strässer gestossen. Noch habe ich, zweitens, einen neuen Titel zu suchen Anlass gehabt; ich hätte auch gar keinen bessern finden können. Eduard Vischer hat mir seinen Titel liebenswürdigerweise überlassen. Und drittens schliesslich wird ersichtlich, wie Eduard Vischer zu Arbeiten angeregt hat. Er hat es allerdings dabei nicht bewenden lassen, er hat während meiner Beschäftigung mit diesem «Schatz» laufend regen Anteil genommen, und, damit nicht genug, er hat auch das Manuskript freundlicherweise durchgesehen oder, besser, durchgearbeitet. Das belegt sein Brief vom 6. November 1986. Daraus möchte ich einige Stellen anführen, weil sie zum Teil einleitenden Charakter haben:

«Ich bin zu Ende mit der Lektüre, abgesehen davon, dass ich die zwei Konzepte von Heer, die ich gestern im Telephon als kapital bezeichnete, nicht nochmals gelesen habe . . . Ein paar Einzelpunkte aber darf ich . . . vielleicht zur Erwägung geben:

– ‹Nachlass Heer›: Ein solcher existiert erst seit meiner Amtszeit als Staatsarchivar (1963-1967). Vorher war er zerstreut in allen möglichen Behältnissen des Mercierhauses, und bei dessen Räumung ist er von mir mit Hilfe von Frau Hengelhaupt-Mercier zusammengestellt und als eine meiner ersten Amtshandlungen inventarisiert und grössere Aufzeichnungen transkribiert worden. Ich nannte ihn Privatarchiv Nr. 1. Ein wertvoller Nachtrag kam erst beim Verkauf des Waldschlössli dazu. Im

letzten Moment – ich meine, nach meiner Amtszeit, wurde ich noch gerufen und vor gefüllte Säcke geführt, in die ich erst blind hineinlangte und da einen Brief Weltis, da einen von Segessers herauszog, worauf man diese Säcke nochmals ausleerte und ich alles Brauchbare herausnahm und in eine Schachtel legte . . .

– Religion, Glauben: Allgemein war es die Zeit der ‹Richtungskämpfe›, die dem Glauben ganzer Generationen schweren Schaden zugefügt hat und die eigentlich erst seit Karl Barth ganz hinter uns liegt.

– Biographisch: Jacob Burckhardt hatte einen Freund und Fachgenossen, Heinrich von Geymüller, letzter ein gläubiger Mensch, erster ein zur Geschichte abgefallener Theologe, der zur Einsicht gekommen zu sein schien, Offenbarung sei inexistent. Die beiden sahen sich und sprachen sich, ohne durch dreissig Jahre hindurch die religiösen Fragen je zu berühren, – und nach dreissig Jahren kommt eine spontane Äusserung Jacob Burckhardts. Hypothese: Sollte nicht Heer mit dem verehrten Lehrer auch den ‹Aufklärer› gespielt haben, so wie Geymüller mit Burckhardt, wartend, bis einmal der Ansatz eines anderen Wortes käme, das aber hier nicht kommen konnte? Dieses Warten sollte dann aber als solches nicht als Zeugnis gelten dürfen für Heer selber, sondern es wären noch die Quellen heranzuziehen, die gestern im Telephon berührt wurden [nämlich weitere Briefe von Heer].

– Frankfurter Zeitung rühmt Heers Stil: Wie kam es dazu? Etwa auf Grund der bundesrätlichen Gotthardt-Botschaft, deren Redaktion persönlich auf Heer zurückgeführt wird? [So ist es!]

- Gleichheit: Tocqueville sieht sie als unausweichliche und irreversible Folge der Revolution an.

– Die Landesbibliothek schwankt bis heute zwischen einer Unterhaltungs- und einer Bildungsbibliothek, und eine entsprechende Liste könnte heute aufgestellt werden. Ich tat es übrigens damals, und der einzige Hamann-Band geht zum Beispiel auf eine solche Liste fehlender Autoren zurück. Dann wollte die Kommission keine solchen Listen mehr sehen(!) . . .»

Von einem Briefe Heers sagt Strässer einmal mit Wallenstein: «Der Brief hat Händ und Füss», und schickt sich selber an, einen ebensolchen nach Glarus zurückzuschreiben. Leider ist der betreffende Brief Heers verloren, wie der allergrösste Teil dessen, was der Staatsmann seinem Lehrer nach Aschaffenburg geschrieben hat. Nur gerade fünf Konzepte aus der Feder des Landammanns liegen vor, zwei davon erstaunlicherweise aus der Zeit vor dem Brand von Glarus 1861. Dagegen sind an die fünfzig Briefe Strässers – zum grossen Teil Riesenepisteln, «Briefungetüme», von sechzig, siebzig und mehr Seiten – aus den Jahren 1861 bis

zu Heers Tod 1879 zumeist vollständig im Nachlass Heer erhalten geblieben.

Durch ältere Arbeiten über Heer, nämlich die beiden Biographien Gottfried Heers und Numa Droz' (ein Neuenburger über einen Glarner – eine grossartige Sache!), sowie durch neuere Studien Eduard Vischers und Emil Franz Josef Müllers wird Strässers Urteil zur Evidenz erhoben: Heers Briefe haben «Händ und Füss», während sich erst erweisen musste, ob das Wallensteinzitat auch für die Gegenbriefe zutreffen würde.

Einen Briefwechsel zur Darstellung zu bringen ist an sich kein leichtes Unterfangen. Diese Aufgabe wird dort erst recht schwierig, wo praktisch nur die eine Seite vertreten ist, zumal es sich um jene handelt, die auf die andere nur wenig eingeht und die überdies nur indirekt interessiert. Der ausserordentliche Lichtenberg gibt für solche Fälle eine Wegleitung, wenn er sagt: «Die Briefe eines klugen Mannes enthalten immer den Charakter der Leute, an die er schreibt.» Mit dieser Weisheit wohl versehen machte ich mich auf, die Strässerbriefe an Heer zu lesen. Gelegentlich hat sich das Wort Lichtenbergs bestätigt, aber eben nur gelegentlich. Der Briefwechsel hat nicht ganz das gehalten, was ich mir davon versprochen hatte. Das hat mir bei der Arbeit ordentlich zu schaffen gemacht. Doch nutzlos war es allemal nicht, diese Briefe vorzunehmen.

Die Persönlichkeit Joachim Heers bestätigt sich in verschiedenem, erhält weiter den einen oder anderen neuen Akzent. Wichtiger ist allerdings, dass wir nun genauer als zuvor wissen, wie schwer sich der Landammann, der Bundesrat und Bundespräsident mit seinen Ämtern getan hat. Über den Kanton Glarus hinaus können vor allem die Ansichten des Magistraten über den Bundesrat an sich interessieren, ja, was Heer zu diesem Thema äussert, entbehrt nicht der Aktualität, ist erfrischend unorthodox, kühn geradezu – dermassen unerwartet, dass man sagen kann, er habe so unbelastet von politischer Vorsicht wohl nur als Schüler seinem ehemaligen Lehrer schreiben können, familiäre Adressaten vielleicht ausgenommen. Eine Publikation drängte sich nur schon deshalb auf, gerade in einer Zeit, da die Amtsbelastung höchster Magistratspersonen und die Führung des Bundesrates ein innenpolitisches Thema geworden sind.

Neben diesem staatsmännischen Komplex stehen der menschliche und der religiöse. Dass ein Schüler über ein ganzes Leben hinweg Briefe mit seinem Lehrer wechselt und ihn, ungeachtet der Entfernung und der damaligen Beschwernisse des Reisens, mehrfach besucht, das ist mit Sicherheit etwas Besonderes. Erst recht berührt es, wenn der Schüler zum Helfer wird und seinem Lehrer in grössten Schwierigkeiten bei-

steht. Und schliesslich legt der Briefwechsel nahe, wie weit die Entchristlichung im Zeitalter des Fortschritts in klein- und grossbürgerlich-konservativen Kreisen schon gediehen war: erstaunlich weit!

Ich habe mich auf einige wenige Themenkreise beschränkt: Nach der Gegenüberstellung der beiden Lebensläufe möchte ich zuerst zu zeigen versuchen, welcher Art die gegenseitigen geistigen Einflüsse der beiden Persönlichkeiten aufeinander gewesen sein könnten; das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer, Handelndem und Betrachtendem, Jungem und Altem soll das Bild ergänzen. Daran muss sich der Niederschlag, den der Brand von Glarus im Briefwechsel findet, der Wiederaufbau, besonders der der Landesbibliothek, anschliessen. Als Auftakt dazu dient gewissermassen ein «politischer» Pfarrerstreit von 1848/49. Ganz kurz ist auf die deutsche Einigung einzugehen. Die schöne Hilfsaktion, eine soziale Unterstützung des alten Lehrers durch seine ehemaligen Glarner Schülerinnen und Schüler, erlaubt es, eine «Gedichtsstunde» von damals zu verfolgen. Und schliesslich will ich die beiden grossen Briefe Heers, die sich erhalten haben, in extenso vorstellen.

Der Briefwechsel ist nicht nur durch Politisches, Geistes- und Bildungsgeschichtliches gekennzeichnet, er enthält zudem ein Stück Schulgeschichte und darf als bemerkenswertes Zeugnis der längst vergangenen Briefkultur von einst gelten.

Der Charakter der Arbeit ist lediglich dokumentarischer Natur. Die Blätter blieben aus verschiedenen Gründen seit 1986 liegen. Etwas ungefüge, erscheinen sie jetzt nur umständehalber und praktisch unverändert. Zu bedauern ist, unter anderem mehr, dass es mir versagt blieb, wenigstens sämtliche Briefe Heers zu lesen und in diese Arbeit miteinzubeziehen. Das hätte manche Mutmassung entweder widerlegen oder dann zum Urteil verfestigen können. Dass ich über eine Vorarbeit nicht hinausgekommen bin, hat zum Teil mit der bisherigen Darstellung der Glarner Geschichte des 19. Jahrhunderts zu tun; Joachim Heer konnte die «Geschichte seiner Zeit» leider nicht mehr schreiben – so blieb sie weitgehend terra incognita.

Editorische Bemerkungen: Strässer schrieb über Wochen an seinen Briefen und setzt zuweilen Zwischendaten sowie dann und wann ein Schlussdatum. Ich habe mich in erster Linie an das Anfangsdatum gehalten. Die beiden häufigsten Eigenarten damaliger Schreibweise, th und y, sind dem heutigen Gebrauch angepasst. Die Interpunktion entspricht grosso modo dem Original. Eckige Klammern enthalten immer Ergänzungen der Bearbeiter. Die wenigen Anmerkungen wollen meist nur gerade den Text von Namen und Lebensdaten freihalten. Die angeführten Kapitelüberschriften stammen von Heer, ausgenommen das «sans

crainte et sans espoir», das Strässer einmal zitiert. Längere Zitate erscheinen kursiv, abgesehen von den Konzepten Heers.

Dankbar und ein wenig stolz bin ich, dass mir der Kantonsschulrat unter seinem Präsidenten, Herrn alt Landammann Fritz Weber, seinerzeit die Möglichkeit gab, diesen Briefwechsel durchzugehen. Für die Anregung, für den Titel der Arbeit, für das Mitgehen, für das Mitarbeiten an diesem Text möchte ich Eduard Vischer meinen herzlichsten Dank sagen. Zu danken habe ich weiter Hans Laupper, dem Landesarchivar, und seinem Adjunkten, Albert Diener. Sie haben mir die Arbeit wesentlich erleichtert. Hansmax Schaub hat das Manuskript mit gewohnter Überlegenheit gelesen.

1.
«Ein elend und erbärmlich Dasein»[1]
Lebensbilder

Hier sollen die letzten beiden Briefe Strässers zuerst erscheinen, deshalb nämlich, weil in jenem vom 12. Januar 1879 Strässer seinen eigenen Lebenslauf – den «Gang des Geschicks» – neben den von Heer stellt. Im letzten Brief, den nicht mehr Heer in Empfang nahm, schliesst Strässer mit einer Würdigung Heers und zitiert aus dessen letztem Brief. Beides macht deutlich, wie diese Männer zueinander gestanden haben.

«Wir haben beide, universitätisch vorbereitet, uns an die 30 Jahre lang damit befasst, anderen Leuten die rechten Wege zu weisen, erst 5 bis 6 Jahre ohne Amtsgewalt, Sie als einfacher Ratsherr, ich als Privat- und Hauslehrer, dann als amtliche Scepterträger etwa 25 Jahre lang, von welcher Zeitreihe mir 18, Ihnen etliche Jahre mehr, auf Glarus fallen; beide, im Vergleich zu andern Leuten, mit ansehnlichem Erfolge, im Vergleiche zu unsern eigenen Wünschen und Idealen ansehnlich mangelhaft – bei welchem Urteil ich mir jedoch erlaube, meine Missgriffe und Misserfolge für weit zahlreicher und tadelnswerter als die Ihren anzusehen. Non omnia possumus omnes.

Gegen das 20. Jahr haben wir beide angefangen, mit 50 Jahren beide aufgehört, freiwillig niederlegend, nicht ohne vielfach vermisst zu werden. Die Beweggründe treffen auffallend zusammen: a) leibliche Gebrechen; tut nichts, ob an den Ohren oder an den Füssen. – b) Abmüdung und Widerwillen gegen die ewige Eintönigkeit der alltäglichen Amtsarbeit.

[1] Heers Wort ist in Tat und Wahrheit ein Zitat aus Schillers Tell. Vgl. unten A. 42.

›Actenstösse nachts verschlingen . . .
Und das grosse Tretrad schwingen
Wie ein Ochs, das kann ich auch.
Aber glauben, dass der Plunder
Dennoch nicht der Plunder wär',
Sondern ein grossmächtig Wunder,
Das gelang mir nimmermehr.‹

J. v. Eichendorff

Auch wir beide glaubten das nicht . . .

Gegen den Unsinn des: zu früh, zu vielerlei, zu gelehrt ewig vergeblich zu kämpfen, den Schulvorstand dadurch betrügen, dass man den vorgeschriebenen Unsinn wenigstens so weit als möglich verringert; den Kindern vorheucheln, dass all der Quark höchst wichtig und ein unentbehrliches Glücksmittel sei – das wurde mir endlich, zusammengefasst a) und b), so unerträglich, dass ich, obwohl den Wert von 900 Gulden jährlicher Einnahmen und meine Bedürftigkeit sehr wohl erkennend, dennoch das Joch gewaltsam abwarf und mich in aufatmende Freiheit setzte.

Nun denke ich, nicht bloss Leibesschwächen und Überdruss teilen Sie mit mir, sondern auch diesen letztern seelisch-sittlichen Widerwillen gegen eine Mitarbeiterschaft zum schiefen und argen Weltgange. . . eben so wünschen Sie Ihr Vaterland auf vernünftig freisinniger Bahn fortschreiten zu sehen und dazu mitzuhelfen, aber eben deswegen muss der Anblick des dermaligen Ganges der öffentlichen Angelegenheiten Schmerz und Zorn abnötigen . . .

Und endlich komme ich zur vierten Seite unsrer Schicksalsgenossenschaft: Ich habe mit dem Eintritt in den Ruhestand die rechte Tätigkeit erfasst, habe leiblich, geistig, gemütlich gewonnen . . . Auch darin sehen wir beide uns gleich – ich meine in dem 26jährigen Ruhegenuss, nur dass Sie weit günstiger stehen denn ich, sintemal Sie diese 26 Jahre – und wer weiss wie viele dazu! – noch vor sich haben, ich aber hinter mir.«

Der letzte Brief Strässers, vom Februar 1879 datiert, ging an Heers Schwester Susanna:

«*So weit hatte ich geschrieben am 3. März morgens um 10 Uhr als ich zugleich durch die Frankfurter Zeitung und durch Freund Jenny's*[2] *Brief die durchaus unerwartete Nachricht erhielt von dem Hinscheiden des geliebten Freundes, dem meine Zeilen eine heitere Stunde zu machen bestimmt waren. Ich fahre nicht fort. An dem Verluste, welchen ich erlitten,*

[2] «Freund und Finanzminister» Fabrikant Fridolin Jenny-Zwicky (1829-1904) «in Ennenda» (Dezember 1865). Vgl. unten S. 99.

ermesse ich die Grösse des Schmerzes derer, welche heute vielleicht den Trefflichen in den Sarg legen. Ich habe seinesgleichen nicht gekannt. Der harmonische Verein von ausgezeichneten Geistesgaben, Schönheit des Gemüts und stattlich körperlicher Erscheinung gelingt der Erdennatur nur in höchst seltenen Exemplaren. Er war ein solches. Es mögen 10 bis 12 Jahre her sein, dass er mir schrieb, wie er dem Schicksale seines Stammes sich bereits verfallen fühle, dessen männliche Mitglieder sich mit etwa 50 Lebensjahren begnügen müssten. Ich erinnere mich auch meiner Antwort sehr genau: ‹Da Sie, auf eine stattliche Reihe tüchtiger Vorfahren zurückschauend, keinem derselben nachstehen, allen durch ihr Leben Ehre machen, so dürfen Sie mit Sterben einmal aus der Art schlagen.›»[3]

Einen Tag später setzt Strässer noch ein Zitat aus Heers letztem Brief dazu, damit der angefangene Antwortbrief auch verständlich sei. Heer hatte ihm geschrieben:

«So hab' ich denn Hoffnung auf eine Tätigkeit (nämlich Geschichte seiner Zeit – setzt Strässer an den Rand), welche ein wenig über das hinausgeht, was Sie einst – in nur allzu richtiger Würdigung meines Wesens – ‹Lotosfresserei› genannt haben . . .

Ihre Vergleichungen zwischen uns beiden hinken bedeutend, vornehmlich aber in Bezug auf die nachhaltige Wirkung unseres Tuns. Sie sind – wie Sie selbst sich ausdrücken – nie mehr als Oberschulmeister in Glarus gewesen, aber Ihr Wirken dauert noch heute in einer Reihe guter und tüchtiger Menschen, welche in Ihnen noch jetzt das Haupt einer ‹kleinen Gemeinde› verehren, deren Heiligtum Sie einst aufgepflanzt haben. Dagegen ich . . .»

Eingeschoben sei nun ein Abriss der Lebensläufe beider Männer.

Joachim Heer, geboren 1825, stammte aus einer Landammänner-Familie. Mit zehn Jahren trat Heer 1835 in die Sekundarschule ein, und zwar in die oberste Klasse, wo er vier Jahre lang blieb. In dieser Zeit hatte er bei Strässer Unterricht, wohl nicht nur in Latein und Griechisch, Deutsch und Geographie, sondern vielleicht auch in Französisch, Italienisch und Englisch. Von 1840 an besuchte Heer dann das obere Gymnasium in Zürich und wohnte bei niemand anderem als bei Professor Oswald Heer. Nach gründlichen juristischen Studien in Zürich und an deutschen Universitäten kehrte er 1846 als Doktor nach Glarus zurück. Ererbter Grundbesitz machte ihn materiell unabhängig, so dass er sich sofort mit aller Kraft der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen konnte.

[3] Heers Wort lautet im Brief Strässers vom 4. 6. 1863 «Patrum more mori» – nach der Art der Ahnen sterben; Gedanken an den Tod sind mithin schon früh vorhanden. Strässer duldet das Wort nicht und sagt im selben Brief, es sei eines Dr. iuris unwürdig. Schon Ende Juli 1878 fühlte sich Heer «alt».

Schon 1847 Ratsherr, wurde er mit nur 32 Jahren Landammann – im gleichen Jahr, 1857, schickte ihn das Glarnervolk als Nationalrat nach Bern. Während 18 Jahren übte Heer diese beiden Mandate neben einer Fülle anderer, zum Beispiel im kantonalen und kommunalen Schulrat, im Kirchenrat, in der Bibliothekskommission, in der Armenpflege, in der Evangelischen Hülfsgesellschaft (Linthkolonie) und in verschiedenen Gerichten, aus. Als ausserordentlicher Gesandter verhandelte er verschiedentlich in Deutschland. In Stuttgart, bei den süddeutschen Staaten, ging es 1865 um den Abschluss eines Handelsvertrags mit dem deutschen Zollverein; in Berlin, München, Karlsruhe und Stuttgart hatte Heer 1867/68 als ausserordentlicher Minister zunächst seine «Kreditive» abzugeben und Beziehungen zu knüpfen sowie 1868 einen Post- und Handelsvertrag mit dem Norddeutschen Bund beziehungsweise dem preussischen Staat auszuhandeln. Als Eidgenössischer Kommissär vermittelte er 1871 im Tonhallekrawall, der sich gegen eine Siegesfeier der deutschen Kolonie in Zürich gerichtet hatte. Seit Dezember 1875 Bundesrat und 1877 Bundespräsident, kehrte Heer infolge geschwächter Gesundheit Ende Dezember 1878 nach Glarus zurück. Doch die Ruhe kam zu spät. Am 1. März 1879 verstarb Heer in seinem schönen Haus[4] am Spielhof nach einem Schlaganfall, nur 54jährig.

Johann Gottlieb – so die wirklichen Taufnamen – Strässer wurde am 12. März 1802 in Remscheid als Sohn eines Schreiners geboren. Dort verlebte er «die Hölle» seiner Jugendzeit, wie er in einem Brief an Heer vermerkt, vor allem wegen Schwierigkeiten mit seinem Vater. Von 1820 bis 1823 konnte er gleichwohl das herzogliche Landesgymnasium, die hohe Schule Weilburg, besuchen. In dieser Zeit verdiente er seinen Lebensunterhalt als «Privatstundengeber».

Darnach (1825) studierte er, zuerst Philologie an der Universität Bonn und dann – mittels eines Stipendiums – an der Universität Greifswald, wo er am 20. Juli 1829 promovierte.

Neben den alten Sprachen und der alten Geschichte, und wohl auch deutscher Literatur, hatte er sich mit Italienisch, Englisch und Französisch beschäftigt, das er geläufig sprach. Später setzte er sich intensiv mit der polnischen Sprache auseinander und nahm gern ein schwedisches oder portugiesisches Buch zur Hand. Des Spanischen wird er ohnehin mächtig gewesen sein.

Reisen nach Dänemark (1826) und nach Hinterpommern (1827) dienten offensichtlich nicht nur der Zerstreuung. Vor allem die Pommern-

[4] Gemeint ist das «neue Haus», das heute Mercierhaus heisst, an der Joachim-Heer-Strasse steht und das von Heer nach dem Brand erbaut wurde.

fahrt schärfte politische Vorstellungen – Strässer wird in seinen Briefen nicht müde, das preussische Junkertum zu verdammen.

Von 1830 bis 1833 unterrichtete Strässer an der höhern Lehranstalt Gummersbach. Diese Lehrstelle quittierte er wegen privater Anfeindungen.

Seit 1834 war Strässer in Glarus, erst am Spielbergschen Institut, dann ab 1835 an der Sekundarschule Glarus, wo er Deutsch, Geschichte, Geographie, Latein und Griechisch erteilte. Von 1838 bis zu seinem Wegzug amtete er als Direktor der Schule – als «Oberschulmeister» oder «Schulhirte», wie er sagt – seit 1837 war er zudem gewählter Landesbibliothekar. Eine «Lust-Reise» von Bern aus nach Verona, Venedig, Mailand unterbrach 1840 die Arbeit. Zunehmende Schwerhörigkeit vor allem veranlasste ihn 1852, seine Glarner Ämter aufzugeben. Die Bibliothekskommission beantragte offenbar ohne Erfolg eine Gratifikation für Strässer. Was das Land nicht leistete, tat die Gemeinde. Die Schulbehörde übergab ihm 300 Franken in Gold.

Strässer zeigte sich in Glarus konservativ auf der einen, fortschrittlich auf der andern Seite. So überzeugte er 1850 das «Curatorium» der Schule, die Schüler müssten weiterhin mit den individuell zuspitzbaren Federkielen schreiben und nicht mit den neuen Stahlfedern. Oder er forderte «weniges, aber sicheres Wissen» im Gegensatz zur überhäuften Stundentafel. In der Öffentlichkeit ersuchte Strässer als Bibliothekar um Schenkungen für die Bibliothek: «*Her also mit Büchern aus verstaubten Winkeln! . . .wir besitzen keinen Calderon, Cervantes, Dante, Ariosto, Shakespeare, Byron, Ossian, es fehlen Bürger, Voss, Schlegel, Tieck, Zschokke, deutsche Sprach- und Altertumskunde fehlt ganz, die Geschichte zeigt nichts von Niebuhr, . . . Ranke, die Erdkunde nichts von Humboldt, Theologie zeigt nur Altes, kümmerlich vertreten sind Medizin, Rechtskunde, Technik, Chemie*», und weiter fehlten Übersetzungen aus den alten Sprachen, deren Werke Strässer auch denen zugänglich machen will, die nicht Lateinisch und Griechisch gelernt haben.[5]

Am 16. Oktober 1852 liess sich Strässer in Aschaffenburg, «im freundlichen Aschaffenburg», nieder, wo schon früher bemerkenswerte «Geister» wie Johannes von Müller Wohnsitz genommen hatten, so rühmt er. Das ist ein Tag, den er alljährlich feierlich begeht, mit gutem Essen und

[5] Das heisst nicht, in Glarus seien keine Bücher vorhanden gewesen. Die grossen Bibliotheken waren allerdings privat, liehen jedoch ihre Schätze gleichwohl aus. Die Landesbibliothek stand den privaten Büchersammlungen entschieden nach. Vgl. Christoph H. Brunner, Bürger einer Welt ohne Freiheit, Schattenrisse des Glarner-Bündners Andreas Tschudi (1778–1812) und seiner Napoleonischen Zeit, Glarus 1992, S. 371 ff., sowie unten S. 88 ff.

Spenden für gute Zwecke – wie er denn 1861 seine Anhänglichkeit und Betroffenheit nach dem Brande von Glarus mit einer schönen Liebesgabe bezeugte. Strässer trat halbtagsweise als Buchhalter in die Papierfabrik Franz, dann Philipp Dessauer, ein, war «Canzlist» südamerikanischer Konsulate und beschäftigte sich mit «Übersetzungsarbeit» für das Gericht.

Spät, am 12. Juni 1866, heiratete er eine zwölf Jahre jüngere Jugendfreundin aus Gummersbacher Zeiten, Julie Huland, aus landaristokratischem Hause, wie er – stolz oder ironisch? – vermerkt. Als Haushälterin eines Bonner Professors hatte sie unter andern Jacob Grimm, Alexander von Humboldt und August Wilhelm Schlegel sowie «Frau Bettina» oder «Bettina das Kind», also Bettina von Arnim, kennengelernt, wie Strässer Heer berichtet. Nach längerer Krankheit starb sie am 23. November 1878. Strässer überlebte auch seinen «Freund Landammann» – er starb am 2. Juli 1882. Merkwürdigerweise lautet der Name auf der Todesurkunde nicht Johannes Gottlieb, sondern Georg Gottlieb – ein letztes Aufbäumen gegen das johanneische Christentum?

Nachzutragen sind noch Strässers Publikationen:

– Versuch über die römischen Plebejer der älteren Zeit, Elberfeld 1832;

– Die alte Geschichte für Anfänger, vornehmlich für die Zöglinge höherer Bürgerschulen, Aarau 1835;

– Hermes – oder der Führer durch die Hauptgebiete der Dichtung, eine Mustersammlung nach innerem Zusammenhange geordnet und erklärt, mit umfassenden Registern versehen, für die Bürgerschulen und Bürgerleben, Zürich 1844.

Im letzten Brief gibt Strässer Selbstcharakteristiken und hängt düsteren, lebensmüden Gedanken nach. Er sagt von sich, die Taubheit sei zur tödlichen Qual geworden, «bei einem Menschen, welcher in sich sehr lebendig und lebensfroh» sei. An einer andern Stelle ruft er aus:

«. . . ich, . . . ein echter Schlemihl[6]*, nur mit dem ungünstigen Unterschiede, dass ich von dessen Siebenmeilenstiefeln den einen, oft sogar beide, mir entfallen lasse.»* Im Zusammenhang mit seinem Trübsinn – da zeigt sich, dass der Briefwechsel mit Heer einmal ganz sicher für Strässer die Bedeutung hat, Kontakt mit der Aussenwelt zu haben – zitiert er Heine:

«Traurig schau' ich in die Höh,
Wo viel tausend Sterne nicken,
Aber meinen eignen Stern

[6] Aus dem Hebräischen für Taugenichts, Pechvogel, unbeholfener Mensch; nach A.v.Chamisso, Peter Schlemihls wundersame Geschichte, 1814.

Kann ich nirgends dort erblicken.
Hat im güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt im Himmel,
Wie ich selber mich verirrt
In dem irdischen Getümmel.»

Strässer denkt bei diesen Versen weniger an sein eigenes Leben, wichtiger ist wohl, dass er seinem Freund Landammann wieder einmal eine Gedichtsstunde halten kann. Er geht auf die Verse ein, *«um Sie auf deren so überaus gelungene Innigkeit aufmerksam zu machen. In der wundersamen Enthaltsamkeit von allen starken Trauerworten liegt, meine ich, schon eine grosse Wirkung, und diese wird zum unübertrefflichen Ausdrucke des kindlich sehnsüchtigen Wehgefühls gesteigert durch die allereinfachste und doch so kunstreiche Veränderung eines einzigen Buchstabens: das o in ü, nämlich ‹gülden› statt golden. Letzteres wäre alltäglich, platt, hier gar nicht am Platze; das ‹gülden› übt – auf mich – jene herzinnige Wirkung. In dieser Kunst, das Unsagbare dennoch poetisch zu fassen, und das Allertiefst-Göttliche im Menschenherzen auszusprechen sowie im Hörer anzuregen, ist der Heine ein weit über jeden andern deutschen Meister hervorragender Magus; der Schiller ist dazu viel zu philosophisch; der Goethe weiss nur zu rühren in Verbindung mit Liebschaftsangelegenheiten (ausser in der Iphigenia, die ich ihm deshalb auch so hochverdienstlich anrechne).*

. . . Alles, was Goethe je von der Liebe gesagt hat, kommt zusammengenommen weder an Innigkeit noch an höchstem Menschenwerte den nachstehenden zwei Heineschen Verslein gleich, die sich ausserdem noch auf volle Wirklichkeit stützen:

‹Du bist wie eine Blume
So schön, so hold und rein.
Ich seh dich an, und Wehmut
Dringt mir ins Herz hinein.

Mir ist als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt'
Betend dass Gott dich erhalte
So schön, so rein und hold.›

Dergleichen kann nur der Heine . . .»

Der erste Brief, der von Strässer vorhanden ist, geschrieben am 6. Juli 1861 – also zwei Monate nach dem Brand von Glarus – enthält eine Charakterisierung des Briefwechsels. Strässer schreibt:

«Dann bitte ich mir . . . auch für die Zukunft die Erlaubnis aus, so alle Dritteljahre einmal im alten Dreibogenformat und in dem alten, mir

natürlichen, studentisch sorglosen Tone in Ihr dickstes Philisterwesen hineinzureden, und Sie mit freundlicher Gewalttätigkeit durch tausend Allotria aus dem Geschäftsdampfe hinaus in irgendeinen frischen Luftzug hinein oder zeitweilig sogar empor zu reissen. Es ist dazu unter allen Ihren Freunden schwerlich ein einziger durch Natur und äussere Verhältnisse so wohl geeigenschaftet als Ihr tauber Einsiedler in Aschaffenburg. An und in den irdischen Dingen arbeiten als ob sie zu ewigem Weltheile unzerstörbar in den Zeitstrom eingerammt stehen sollten, ihr Gutes so geniessen, als ob wirklich was Rechts daran zu schmausen sei, dabei aber im Gemüte, von der Verstandesseite her, den ganzen Plunder als Plunder und Fratzen erkennen, von der tiefern Gefühlsseite her die Überzeugung hegen, dass im geheimen Kerne die Dinge immerhin etwas Besseres als sie scheinen, und in dieser flüchtigen entstellenden Erscheinung das Ewige, jenes unerklärbare, heilig webende Etwas ahnen – das ist ja, soviel ich abzusehen vermag, die einzige dem Menschen erreichbare und zuträgliche Weisheit . . .», und mit diesem «Stümpfchen» Weisheit will Strässer Heer «von gewohnten Dingen hinweg, wenn nicht auf bessere, doch auf andere Arten der Gegenstände oder ihrer Beleuchtung» nötigen.

Ein zweites Beispiel von vielen, diesmal vom Oktober 1862, soll die Gegenstände, die Strässer Heer unterbreiten möchte, noch etwas direkter umschreiben: *«Auch Sie, lieber Freund, werden wohl auf Ihrem Berufswege so oft und so derbe auf Alltäglichkeiten stossen, und solche eben auch mit alltäglichen Nüchternheitswaffen zu überwinden suchen, dass es Ihnen wohl tun wird, durch mich zu einem Seitensprunge ins romantisch ideale Land genötigt zu werden. Fremd sind Sie dort ohnehin nicht, aber um es nicht zu werden, müssen Sie doch wohl dann und wann hineintappen, und ich rate Ihnen, sich für Ihre späten sonderbündlerischen Ruhejahre einen Vorrat von dergleichen Stoffen aufzusammeln . . .»*

Ende August 1871 attestiert sich Strässer «Phantasie, Witz, unwillkürliche Ideenverbindung, sprungweise, blitzartig». Vielleicht hätte er sich auch willkürliche Ideenverbindung zuschreiben dürfen und zusätzlich seine aus- und abschweifende Art anführen müssen, die nicht einfach seiner «Altersgesprächigkeit» entspringt. Mit Sicherheit sind es die genannten Eigenschaften – neben dem grossen Wissen –, die Heer für Strässer einnehmen. Hinzu mögen noch zwei weitere Dinge kommen. Strässer nennt sich einmal «Anwalt der Menschenwürde» und bezeichnet als seine liebste Tätigkeit die «Jagd nach der Wahrheit». Auf diesen beiden Feldern war er für Heer ohne Zweifel vorbildlich. Allerdings gelingt es Strässer fast nie, von vorgefassten Meinungen abzukommen, nicht im politischen, nicht im religiösen und nicht im literarischen Bereich. Sorg-

fältiges Differenzieren ist seine Sache nicht, abgesehen vielleicht von der Poesie.

Nicht, dass Strässer keine Klugheit zuzubilligen wäre. Doch das Alter, die Gehörlosigkeit und andere Leibesübel wie die Gicht, das abnehmende Augenlicht und so fort haben ihn stark gezeichnet. Nicht weniger sind es die äussern Schicksalsschläge, der Konkurs seines Arbeitgebers und die Angst vor Armut und Not sowie die Krankheit seiner Frau, die Strässer dazu führen, den Briefpartner mitunter aus den Augen zu verlieren, ja zu klagen, er habe «im eigentlichen Menschenleben Schiffbruch erlitten». Zum andern ist es vielleicht lehrerhafte Art und Weise, die sich bei Strässer mit zunehmendem Alter ins Monomane erweiterte. Schon Ende Juli 1861 schreibt Stässer:

«Sie, lieber Freund, sind der einzige Mensch, dem ich über alles Bericht geben, dem ich ... alles bringen darf, der dann auch etwas dafür zurückgeben kann, und Spruch, Einspruch, Widerspruch gibt und hinnimmt, wie's eben gefällt.»

Strässer blieb der Einsiedler, der er schon in Glarus war: «Die ganze berühmte Welt ... ist mir fremd, sogar persönlich und von Angesicht unbekannt geblieben», ausser Heers «Schwager Blumer und ... Dichter Reithard»[7], die in Glarus unmittelbar neben Strässer wohnten. Wiederholt bittet Strässer Heer in den letzten Jahren, ihm Persönliches zu berichten, denn «nur das weiss ich, dass mein innerer Mensch sich an dem Ihrigen auferbaut, so oft und je mehr Sie in Ihrer eigenen reinen Persönlichkeit zu mir reden ...», doch er versteht es nicht, Lichtenbergs Bemerkung, die Briefe eines klugen Mannes enthielten immer den Charakter des Adressaten, durchwegs zu entsprechen.

Festzuhalten ist noch zweierlei, einmal das genaue Gedächtnis Strässers und zweitens seine Fähigkeit, sich durchaus in die Glarner Verhältnisse hineinzudenken. Bei «schauderhaftem» Wetter schreibt er zwischen dem 7. April und 20. Juni 1862: «Bei Euch muss es schneien bis zum Brunnenstübli hinab.»

2.
«An die frische Luft! – In irgendeinen frischen Luftzug!» Unterricht, fröhliche Wissenschaft, «innerer» Mensch

Angelpunkt des ganzen Briefwechsels ist die Wirkung, die Strässer als

[7] Johann Jakob Blumer-Heer (1819–1875); Johann Jakob Reithard (1805–1857), Lehrer und Schulinspektor, Redaktor, Journalist, Schriftsteller.

Lehrer auf Heer hatte. Gottfried Heer gibt zu Strässers Unterricht ein Zeugnis ohne Beleg:

«Sein Unterricht war mustergültig, und es war sein unausgesetztes Streben, nicht nur den Schülern Kenntnisse beizubringen, sondern veredelnd auf sie einzuwirken. In dieser Richtung benutzte er vorzüglich die sogenannten ‹Gedichtsstunden›, und es war... ein hoher Genuss zu hören, wie er aus den behandelten Gedichten die Tiefe und Höhe, die Feinheit und die Kraft ihres poetischen Inhaltes dem Geiste vorführte, anderes Gleichartiges herbeiziehend, alles wieder anwendend und verwendend für die Förderung des Geistes und – was ihm ebenso sehr anlag – der Herzensbildung seiner Schüler.»

Einmal findet sich in den Briefen eine Erinnerung Strässers an seine Unterrichtsweise. Als die Frankfurter Zeitung 1878 Heers Stil lobte, bemerkt Strässer mit einigem Stolz, mit einiger Zufriedenheit: *«... und da kam mir denn das Lob Ihrer musterhaften Schreibart um so angenehmer, als ich, indem ich Sie Schillersche und andere Prosastücke auswendig lernen liess, einen kleinen Teil zu diesem Erfolge beigetragen hatte.»*

Joachim Heer schreibt 1873 selbst über Strässers Unterricht:

«Eine ganze Fülle von Aussprüchen, Darlegungen und Belehrungen, die damals von Strässer ausgingen, stehen heute noch so deutlich und lebensvoll vor meinen Augen, wie wenn es gestern gewesen wäre, und es geht dies so weit, dass ich den trefflichen mir ganz gut in Kleidung und Bewegung vorstellen kann, wie er diese und jene Bemerkung machte.

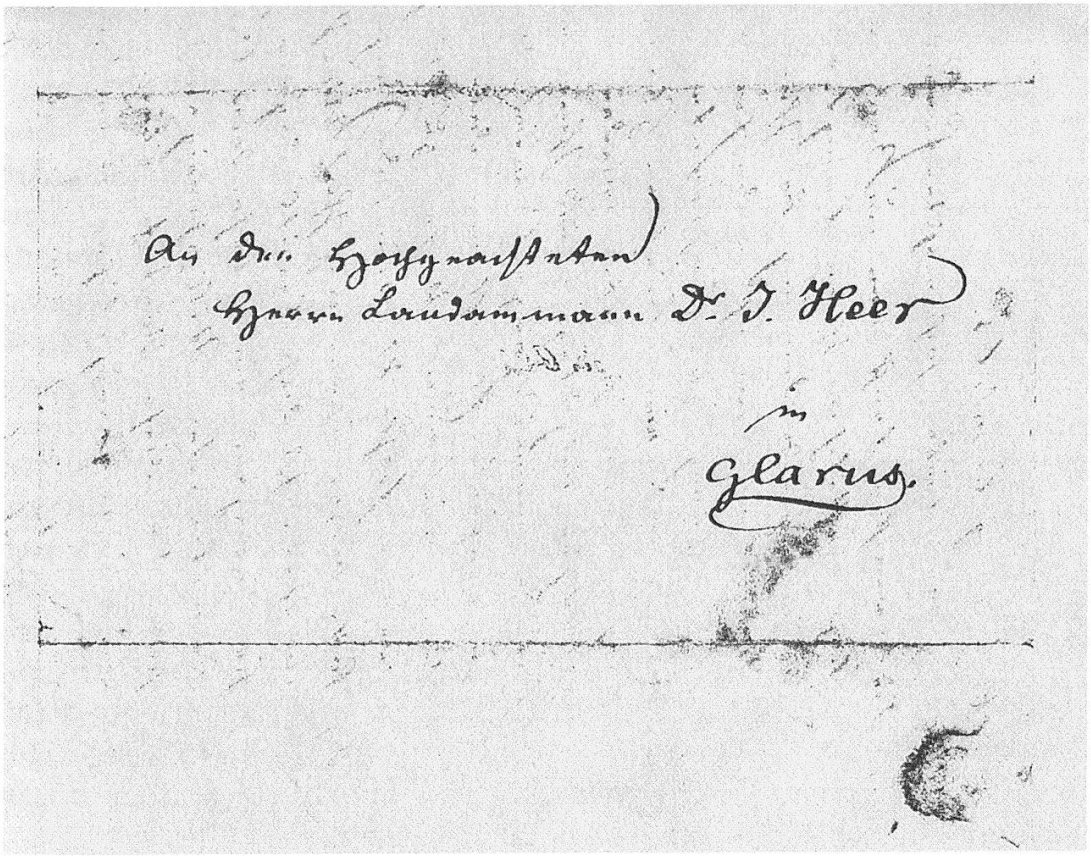
Strässer hatte eben die so seltene Begabung, mittels seiner vollen, mächtigen Persöhnlichkeit auf die Schüler zu wirken, und diese prägte sich dann ihrem Gemüte unauslöschlich ein.»

So erging es nicht nur Heer, sondern einer ganzen Schülergeneration, auch wenn gelegentlich ein «Satan» – so Strässer – darunter war.

Heer hat sicher in seiner Jugend als Sekundarschüler und als Gymnasiast recht stark unter Strässers Einfluss gestanden, um so mehr, als sein Vater[8] schon früh, 1837, gestorben war. Das könnte eine wichtige Rolle gespielt haben. Vielleicht hat Strässer in gewissem Sinn zunächst eine Art Vaterersatz für Heer dargestellt. Der Brief nach seinem ersten Besuch in Aschaffenburg 1857 – der unten teilweise wiedergegeben ist – belegt das gut. Aus diesem Grund möchte man gern wissen, welcher Art dieser Einfluss gewesen ist, kurz, es interessiert der «innere Mensch» Strässer, und den gibt der Briefwechsel ein Stück weit frei.

Die beiden Männer, so unterschiedlich nach ihrem Herkommen und ihrem Alter, begannen ihren Briefwechsel schon zu einer Zeit, da Heer

[8] Landammann Kosmus Heer (1790–1837).


An die Hochgeachteten
Herrn Landammann Dr. J. Heer
in
Glarus.

noch ein Jugendlicher war, in seiner Gymnasialzeit. Auch die Studienrichtungen der beiden waren verschieden – immerhin mit der Geschichte als Berührungspunkt. Eduard Vischer hat gezeigt, dass Heers juristische Ausbildung stark historisch geprägt war.

Es ist demnach zunächst die gegenseitige menschliche Zuneigung, die den aufgestiegenen Bildungsbürger Strässer mit dem Glarner Landammannssohn Heer verbunden hat und die dann zur Freundschaft gewachsen ist.

Die Freundschaft bleibt beim «Sie». Das ist im 19. Jahrhundert bei diesem Alters- und Standesunterschied ganz und gar selbstverständlich. An der gegenseitigen Nähe, an der Qualität der Freundschaft hat das «Sie» nichts geändert. Etwas mehr nimmt sich Strässer, gegen die Konvention, bei den Anreden heraus: *«Freund Landammann, Freund Staatsmann, mein edler Freund, mein lieber Sohn, statt eigener Kinder im Geist und Herzen adopdierter Sohn oder Bruder, als meinem Bilde ähnlich, Landammann und liberaler Patricier»* oder ganz einfach «Leidensgenosse» – so heisst es in den Briefen. «Welch ein anderer Kerl sind Sie!» wagt Strässer gar bei der klagenden Feststellung hinzusetzen, er selbst habe zu lange gewartet, hineinzuwirken in die Welt (26. 6. 1874). Die Adresse indes kommt nie ohne «Hochgeachteter» aus. Im Jahr 1876 erinnert sich Strässer, er habe sich vor 42 Jahren, als er sich zum ersten Besuch bei Heers Vater anschickte, beim Rabenwirt Streiff darnach erkundigt, welche Anrede er wählen müsse, und in dieser Hinsicht sei er auch dem Sohn gegenüber «achtsam» geblieben, nämlich eben beim «Hochgeachtet». Dabei will er es beim Bundesrat Heer bleiben lassen, denn etwas Würde könne selbst der Demokratie nicht schaden.

Immer wieder betont Strässer, wie sehr es ihm darauf ankomme, Heer von seiner Aktenarbeit mittels seiner Briefe an die frische Luft der fröhlichen Wissenschaft zu bringen. Die Schule geht als Unterhaltung weiter: Und so wird der alte Lehrer nicht müde, Theologisches, Philosophisches, Pädagogisches, Literarisch-Kunsthistorisches und im weitesten Sinne Politisches vor dem Staatsmann auszubreiten, und zwar jeweils in eigentlichen Abhandlungen. Das Vorstellen von Stoffen und Themen, das seitenlange Dozieren, das Ausgreifen Strässers, ohne auf Heer eigentlich einzugehen, mag zum Teil charakterlich bedingt sein, es ist jedoch mit Sicherheit durch den fehlenden Kontakt des «tauben Einsiedlers» mit verursacht. In gewissem Sinn bleibt er dadurch der Lehrer, selbst wenn er durchaus die Grösse hat, mehr als einmal zu sagen, er sei es, der bei Heer zur Schule gehen müsse, bei Heer könnte er «Geisteszucht» lernen. Der Respekt des Lehrers vor dem ehemaligen Schüler sowie der wechselweise Gewinn des Briefwechsels zeigen sich etwa so:

«Sie, vor dessen scharfem Blicke ich keine kern- und haltlosen Formeln noch Schiefheiten darzustellen wage, Sie erkennen . . . freilich meine pure Eigennützigkeit bei unserem Briefwechsel, nur dass es doch immerhin möglich bleibt, dass unter den mancherlei Blümchen, die ich von meinen Streifereien mitbringe, irgend eines auch Ihnen gefallen und in Ihr Herbarium eingelegt zu werden für tauglich erscheine.»

Ein bedeutender Teil des Briefwechsels beschäftigt sich mit Glaubensfragen und religiösen Ansichten. «Wir Heutigen glauben eben nicht mehr» – so schreibt Strässer am 7. April 1862. Und doch ist sein «Credo» das «wahrhaft gottmenschliche Bewusstsein, dass der Mensch nach und zu Gottes Bilde geschaffen ist». Oder er ruft am 4. März 1869 aus: «. . . ich (will) . . . durchaus kein Christ sein noch heissen, . . . sondern ein Heide, das heisst ein von allem Offenbarungsglauben abgewandter Mensch». Dabei liebt er «die Bergpredigt und das Evangelium vom verlorenen Sohn, diese herrlichsten Stücke des Neuen Testaments». Im Alten Testament schätzt er nur das erste Buch Moses; ein ausgesprochenes Ärgernis ist ihm das Buch Hiob.

Im Brief vom Oktober/November 1862 führt Strässer den Beweis, dass «die ganze Geschichte von Christus eine pure Erfindung» sei. Er greift dabei auf Edward Gibbons «History of the decline and fall of the Roman empire», erschienen 1776 – 88, in deutscher Übersetzung zurück. Das Werk beschreibt – nicht eben christenfreundlich – aus dem Geist der Aufklärung heraus den Niedergang des Römerreichs. Wie immer in solchen Fällen bedient sich Strässer grosser Auszüge, die er über Jahre hinweg gesammelt hat. Von den Gibbon-Exzerpten, die er vorlegt, sagt er, Heer müsse «zugleich an dem Schlagenden des Gedankens und dem feinen unschuldigen Spott des Ausdrucks» seine Freude haben. Hatte er sie?

Jesus gilt Strässer als «ein armer schwacher Mensch», an den man «gerade deswegen» nicht zu glauben habe. Nur einen «Propheten» vermag er in ihm zu sehen. Was den historischen Jesus angeht, stimmt er David Friedrich Strauss zu.

Strässer setzt auf die «ächte Menschenwürde, welche, zugleich ächte Demut und ächter Stolz, ihre Gottverwandschaft immer mehr zur Sohnschaft zu veredeln strebt». Und hier schreibt er das «sapere aude» hin, das er dann noch erweitert: «Wenn wir nur den Mut fassen, (diese Gesinnung) lebendig in uns zu hegen.»

Eine Art Zusammenfassung von religiöser Anschauung und aufgeklärter Position gibt der Brief vom 18. Juli 1867.

«Jeder, welcher die Menschheit zu ihrer freien Würde als der Gottheit Ebenbild und Statthalter auf Erden emporzuheben beitragen will, muss

angemassten Wert des Christentums und eben damit angemassten Seelentwing der Priesterschaft bekämpfen. Der derbe mittelalterliche Aberglaube lebt freilich nur noch in Dogmen und Zauberceremonien der christlichen Kirche fort, aus den Köpfen und Herzen wird er Schritt für Schritt verdrängt von der in alle Schichten und Klassen der Menschheit immer weiter . . . eindringenden irdischen Erkenntnis (und) Notwendigkeit, selbst zu denken und nach menschlich vernünftigen Rücksichten das irdische Leben zu gestalten.»

Die Diskussion von Glaubensfragen, vielmehr eigentlich deren Darlegung, denn von einer Diskussion ist nur selten etwas zu merken, schliesst einen «Unsterblichkeitsstreit» ein. Heer hatte sich 1865 bemüht, «dem alten Schulmeister aus weiter Ferne her die Unsterblichkeit seiner armen Seele aus- oder einzudisputieren». Dazu fällt Strässer folgendes ein:

«Dasjenige Weltregiment, welches nun einmal solche Anlagen zum Gottesbilde in mich gelegt und die Anfänge zu deren Entfaltung angeregt hat . . . kann mich nicht beim irdischen Tode wie eine ausgedrückte Citrone bei Seite werfen. Ich würde den Lehensherrn schwer beleidigen, wenn ich ihn für so gedanken- und gewissenlos, mich selbst für einen solchen Lumb hielte.»

Auch Heer vermochte das Wie der Unsterblichkeit nicht zu begreifen, und Strässer sagt ihm, er messe diesem Umstand zuviel Bedeutung bei.

Die Ansichten Heers in Glaubensdingen gingen wohl nicht so weit wie die von Strässer. Das könnte sich zum Beispiel dort erweisen, wo Strässer Ende Juli 1861 Heer zugesteht, er habe Schleiermachers «Reden über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern» – offenbar Gegenstand früherer Briefe – «möglicherweise besser durchdacht» als er, Strässer, selbst. Überflüssig zu sagen, dass Strässer Schleiermacher nicht leiden kann.

Die religiöse Grundposition beeinflusst natürlich Strässers Erziehungsvorstellungen. Am 20. April 1865 ruft er den Landammann von Glarus, der in den Schulräten des Kantons und der Gemeinde Verantwortung für das Schulwesen trägt, auf:

«Schaffen Sie mir nur eine Lehrerschaft, welche, statt nur von Gottes Zorn, des Teufels Macht und der Menschen Nichtsnutzigkeit zu reden, wie doch alle Offenbarungspriester tun, sich eben so viele Jahrtausende lang eben so grosse Mühe gibt, die Menschen von Kindsbeinen an mit ewiger Gotteskraft zu erfüllen.»

Strässer sagt, es gehe ihm wahrhaftig nicht darum, «Gott bei Seite zu schieben». *«Das ganze Leben, dies- und jenseitiges, will ich vielmehr in Gottes Dienst stellen, aber in freier Huldigung als sein wohlbelehntes getreues Erdenstatthalterschaftsmitglied, nicht durch magische, aufs Jen-*

seits in unbegreiflicher Weise einwirkende Begangenschaften, zu denen ich Priester und ihre Zauberformeln nötig hätte. Diese sind mir tief verhasst als die ächten und, soviel ich weiss, einzigen Gotteslästerer, welche den Vater der Welt zum kleinlich peinlichen Tyrannen, uns zum fluchwürdigen Spielzeug seiner Launen machen . . .»

Erziehungsgrundsatz müsse also sein, dass die Erziehung den Zögling mündig mache, dass der Erzieher darnach strebe, sich selbst überflüssig zu machen.

Strässer verschreibt sich – neben den schon erwähnten religiösen Vorstellungen – einer Religion der Humanität, die er am 18. Juli 1867 für sich und Heer gleichzeitig formuliert:

«Menschentum in uns und ausser uns zu fördern, immer da und so, wo und wie wir uns eben befinden, und als höchste ideale Blüte des Menschentums den freien Kinderverkehr des Herzens mit Gott zu betrachten, und in frischer freier Ausübung unseres irdischen Königamtes die beste Vorbereitung für das nachirdische finden – das sei unsere Religion!»

Offenbleiben muss, ob Strässer Heer einfach auf diese Formel festlegen möchte oder ob Heer genauso dachte.

Diese Religion der Humanität scheint drei Wurzeln zu haben, nämlich erstens eine alttestamentlich-biblische, dann eine aufklärerische und schliesslich eine neuhumanistische. Die «Menschenrechte», die Strässer am 20. April 1865 aufstellt, lassen diesen Schluss zu.

Strässer behauptet von seinen Menschenrechten, sie seien älter als die französische Erklärung der Menschenrechte von 1789, nämlich *«bereits vollständig decretiert in der Stiftungs- und Verfassungsurkunde der Menschheit, de dato 1. Januar des Jahres 1, und eigentlich nur den einzigen Paragraphen enthaltend:*

‹Gott schuf den Menschen nach und zu seinem Bilde›. Zur näheren Bestimmung und Beschränkung sind wohl noch zwei Paragraphen beigefügt: ‹Gott schuf den Menschen aus einem Erdenklos› und ‹Machet euch die Erde untertan› – mehr aber auch nicht.

Aus tiefster Einsicht in das innere Wesen des Menschen begründet und durch die gesamte Erfahrung der Zeiten bewährt, reichen diese drei Sätze vollkommen aus, um die ganze praktische Philosophie, Moral, Religion, selbst Aesthetik und Politik in sich einzuschliessen, die vollständigste Wohlgestaltung des Erdenlebens wie die Unvorsicht der Fortdauer aus sich herleiten zu lassen.»

Die «Hauptfolgerung» aus seiner Menschenrechtserklärung lautet wie folgt: *«Es gibt keine Staaten, keine Gemeinheiten noch sonstige -heiten, -keiten und Ideen ausser aus Menschenköpfen und in denselben bestehend, und noch weniger ein Leben, ein Glück, ein Wohlergehen anders*

als für den, der's fühlen und sich daran erfreuen kann, und das ist der einzelne Mensch.»

In einem andern Brief wiederum, vom 14. März 1869, wird der aufgeklärte Hintergrund dieser Glaubenshaltung verdeutlicht.

Strässer erklärt im Zusammenhang mit der Frage nach dem «Welträtsel», nach *«Gott und Weltzusammenhang», nach der Existenz Gottes, «ich nenne sie (die Vernunft) den obersten Herrn und Richter».* Und er fügt an: *«Das Ergebnis, zu welchen in diesen Dingen wir beiden gelangt sind, . . . finde ich nirgendwo in so klarer und ruhig überzeugender Form ausgesprochen als bei Voltaire und seinem deutschen Schüler Wieland.»*

Heer hatte Strässer gebeten, *«in der ‹Bekämpfung falscher Wähne› auch die eigentlichen Philosophen nicht leer ausgehen zu lassen wegen ihres ewigen und unheilbaren Wahnes, uns Systeme über Gott und Weltzusammenhang aufzustellen, das Unergründliche zu ergründen, das der Erkenntnis Unerreichbare dennoch zu erkennen, begreifen zu wollen».*

Heer scheint die Frage nach dem einzigen Welträtsel auf die Formel gebracht zu haben «entweder ein Gott – . . . oder tote Naturkräfte», und Strässer meint dazu: *«Wir haben . . . allen Grund, in dieser Welt Einheit, Ordnung, Sinn zu finden, und an ein Reich (ein wahres Imperium) des Guten, Schönen und sogar Heiligen zu glauben, und uns vor der Torheit zu wahren, nach Philosophen- oder gar Theologenweise einzelnes von diesem Reiche wissen zu wollen, wie, wo, seit wann es bestehe, wie seine Bewohner, Beamte und Oberherren aussehen, beschaffen und gesinnt seien.»*

Die Aufklärer sind entschieden Strässers Wegweiser: Lessing, Herder und vor allem Wieland, auf den er Heer mehrmals aufmerksam macht. Wieland, sagt er, «übertrifft an klarer Darstellung als auch an tiefer prophetischer Wahrheit alles». Der wiederkehrende Begriff «Abderitentum» ist eine Anleihe bei Wieland. Kant gegenüber ist Strässer allerdings skeptisch, besonders was die «praktische Vernunft» angeht. Rousseau, den «Kindermörder», kann er nicht leiden – ein schönes Zeugnis für den Lehrer. Da wird es nicht erstaunen, wenn Strässer seinem ehemaligen Schüler als «Legendum» das Buch von H. Lecky, Geschichte der Aufklärung in Europa, Leipzig und Heidelberg 1868, empfiehlt.

Im Oktober/November 1862 umschreibt Strässer seine aufklärerische Haltung, in bezeichnender Abwandlung von Mt. 10, 16:

«Man muss in dieser Welt klug sein wie die Schafe. Diese finden zwar, wie billig, ihre Natur, ihr Fleisch und Blut gleich wie ihr Gemüt, durchaus vortrefflich, fühlen zugleich aber im tiefen Gemüte . . ., dass diese vortreffliche Natur zur Fäulnis geneigt ist und lecken daher Salz so oft sich nur Gelegenheit bietet. Umgekehrt der Löwe, säuft Wasser, so oft er

kann, um sein heisses Blut zu kühlen – und ich meines Teils gebärde mich, je nach Bedürfnis, bald wie ein Schaf, indem ich den Lessing und seinesgleichen als Salz benutze, bald wie ein Löwe, indem ich mich über die Facturabücher werfe und die Schwankungen der Leimpreise ‹mit dauernden Gedanken›, das heisst mit Zahlen festhalte.»

Überraschend eigentlich kommt die Toleranz Strässers gerade dort, wo er am stärksten ablehnt. Voltaire schätzt er sehr, das eidgenössische Verhalten im Neuenburger Handel verurteilt er als unrechtmässigen Schritt, und die Klosteraufhebung im Aargau ist ihm gleichermassen ein Ärgernis, genauso, wie er Heer empfiehlt, in die neue Landesbibliothek katholische Autoren aufzunehmen, damit «das Tun und Treiben des Römer- und Jesuitentums» vertreten sei. Dabei verfolgt er allerdings einen Zweck, ein volkspädagogisches Ziel: *«Es könnte dabei noch der Vorteil herauskommen, dass auch Katholiken anfingen, die Bibliothek zu benutzen.»*

Strässer ist ein Mann der kritischen Vernunft, ein Spätaufklärer, wie verschiedene Stellen deutlich machen, doch alles andere als ein besonders toleranter. Zu dieser Position gehört in hohem Masse die idealistisch-neuhumanistische Humanität, die er vertritt.

Nur am Rande erscheinen romantische Linien, mehr praktischer als geistesgeschichtlicher Natur. Strässer wandert zwar gerne bei jedem Wetter, aber er kann mit manchen Romantikern nichts anfangen. Die Romantiker fehlen im Briefwechsel vollständig, abgesehen von ihrer Lyrik. Statt dessen erscheinen fast nur Namen, die aus dem Kanon gefallen sind, zum Beispiel Gutzkow, Platen und Freytag. Heine ist die Ausnahme. Einen Büchner sucht man vergeblich. Dafür erwähnt Strässer mehrfach Ossian, wieder ein Zeichen dafür, dass seine geistige Heimat das 18. Jahrhundert war.

Einmal spricht Strässer von Jeremias Gotthelf, dessen politischer Standort ihm zusagt, ganz ablehnend äussert er sich dagegen zu Gottfried Kellers Werk «Die Leute von Seldwyla»! Heers «Schwester Blumer» hatte Strässer als ehemalige Schülerin gebeten, ihr ein Urteil über Kellers schon 1856 erschienenes Werk mitzuteilen, und sie hatte ihm gleich die beiden Bände geschickt. Strässer bittet Heer Mitte Juli 1875 um Nachsicht, da die Kraft der Augen nicht ausreiche. Dann fährt er fort:

«Ich wollte übrigens bei meiner Arbeit [über Keller] vorzüglich das ausführen: wie der eigentlich schaffende Geist aus unsrer Sprache und also auch der Literatur wie aus den Seelen immer mehr entweicht, wie wir unser höchstes Geistesmühen daran setzen . . . das aus vergangenen Tagen Überlieferte zu zergliedern, jeden Vers, jedes Wort nach allen Richtungen hin zu betrachten, zu vergleichen, und endlich – wenn's hoch

kommt – aus dem so verständig Erkannten wieder einzelne Bröcklein herauszufischen, um sie als neue Mosaik-Arbeit, als einen Verstandespunkt, und doch so hinzustellen, dass sie schon einem lebendigen Gebilde von ferne gleichen möge, und zugleich, wenn man sie wieder decomponiert, die feinste Spürkraft des gebildeten Geschmacks beweise. Solcherlei Arbeit scheint mir die Kellersche – von dem eigentlich Schöpferischen, Naturwüchsigen, Bewusstlosen kein Hauch – alles kunstvoll versteckte Verstandeskunst, die wie Natur aussehen soll –.»

Interessant ist – Strässers Kritik soll hier als zeitgenössische Beurteilung sowie als Beispiel seiner Kunst- und Interpretationsvorstellungen stehenbleiben –, dass die Autorität des alten Lehrers in Glarus noch immer etwas galt.

Einen grossen Teil nimmt zudem die ewigwährende Klage Strässers über den falschen Gang der deutschen Staatswerdung ein. Zur eidgenössischen und glarnerischen Politik äussert sich Strässer eher selten.

An verschiedenes ist zuvor zu erinnern: Strässer stammte aus einer einfachen Handwerkersfamilie. Er wuchs am Niederrhein auf, wo revolutionär-französische Einflüsse stark waren, anderseits die Franzosen als Feinde erfahren wurden, und er studierte unter dem Zeichen der Heiligen Allianz, jenes Versuches, Europa eine monarchische Friedensordnung auf biblischer Grundlage zu geben, in der Zeit der Restauration.

Das alles hat Strässer geprägt: Er spricht und schreibt Französisch, liebt französische Gedichte, lehnt aber sonst rundherum alles ab, was französisch oder «wälsch» ist, ja er hasst es. Politisch weit davon entfernt, die Gegenposition zur Heiligen Allianz einzunehmen, also dem Liberalismus das Wort zu reden, weist er die Restauration heftig von sich und huldigt einem ganz individuellen Nationalismus. Die grossdeutsche wie die kleindeutsche Lösung der Einigung Deutschlands sind ihm gleichermassen ein Greuel. Ein einiger «Germanenstaat» müsste ihm von der «alten bürgerlichen Freiheit» her kommen, was immer das heissen mag. Im bayerischen Aschaffenburg hat er ganz bewusst Wohnsitz genommen, damit er nicht neuerdings unter die zutiefst verhasste preussische Fuchtel gerate. Möglicherweise ist er Preussen auch deshalb so gram, weil es ihn 1835 nicht in den Schuldienst einstellte, als er von Glarus aus darum bat.

Als politisch einigermassen erzogen und vorbildlich sieht Strässer nur die Engländer und die Schweizer. Zu den Amerikanern äussert er sich nicht.

Neben seiner Unbedingtheit gegen das Französische, gegen die Kirchen, gegen den Offenbarungsglauben, gegen alles Fürsten- und Junkertum, gegen die neuen Griechen und die Slaven steht vor allem seine

unbedingte Rechtlichkeit. Ironisch ruft Strässer Heer zu: «Studieren Sie den Plato, Freund Landammann, und lassen Sie Ihr Gewissen bei den Kirchenvätern in die Schule gehen!» Gerade Plato, «der dem Regenten Betrug zum Frommen des Gemeinwesens» erlaube, und die Kirchenväter, die nach Strässer demselben Grundsatz huldigen, sind für ihn negative Vorbilder, die nichts von wahrer Gewissenhaftigkeit an sich haben, der Heer nachfolgen soll.

Durch die Bildung hat sich Strässer «aristokratischen Geist» erworben, er ist ein konservativ betrachtender Bildungsbürger geworden. Arbeitswille, Sparsamkeit – es widerstrebt ihm beständig, der Post auch nur einen leeren Achtelbogen zur Beförderung zu übergeben –, Ordnung sind die Tugenden, die ihn auszeichnen.

Neben dem «inneren Menschen» Strässers soll der «innere Mensch» Heers stehen, soweit der Briefwechsel ihn freilegt.

Ende des Jahres 1865 hatte Heer geschrieben, er wolle «nächster Tage . . . sein Amtsbündel abwerfen». Eine neue Krankheit oder Verstimmung hatte den Landammann gepackt. Offenbar hing das Übel immer noch mit der Erkrankung von 1861 zusammen, von der später noch die Rede sein wird. Strässer glaubt indessen, tiefer zu sehen:

«Mag sein, dass Ihre leibliche Gesundheit den erhaltenen Stoss nie ganz verwindet, doch ist dieselbe, denk ich, nicht eigentlich geknickt, sondern nur geschädigt, angefressen von irgend einer bösen Säure oder Dürre, welche sich dann verstimmend auch auf Ihr Gemüt wirft. Hier im Gemüte ist wohl die Stelle, welche – ich will nicht sagen – leidet, aber nach Genüge verlangt, und, soviel ich glaube, von Kindesbeinen an auch ohne Ihr Wissen darum, gedarbt hat. Liebevolle Sorgfalt im älterlichen Hause, dann freundliche Schulgenossen, gern sich aufschliessende und sich unterordnende Gesellen, Bewunderer, unterwürfige Anhänger – das alles ist Ihnen lebenslang im Überflusse und ganz von selbst zu teil geworden, nur nicht das, was noch ausserdem jeder höher begabte Mensch in den edelsten Tiefen seines Wesens bedarf: ein Freund, welcher gleichzeitig Ihrem innern Menschen, Ihren Jahren und Ihrem Stande ebenbürtig gewesen wäre, mit dem Sie alles irdische Sein, Denken, Tun und Streben bald mit geschäftlichem Ernste, bald mit studentischen Humor, bald mit poetisch idealisierender Begeisterung hätten besprechen und betreiben mögen.»

Sieht hier Strässer richtig? Ist Heer trotz aller seiner Freundlichkeit, seiner Umgänglichkeit, ohne Freund geblieben? War sein Schwager Blumer nicht das, was man einen wahren Freund nennen darf? Vielleicht hat Strässer nicht ganz unrecht. Der alte Schulmeister kommt nach einem Einschub auf das Thema zurück:

«Für den realen Geschäftsernst haben Sie auch im engern und weitern Kreise Anerkennung, Förderung und Erfolg gefunden; für das Ideale jedoch . . . sind Sie wohl nur auf zerstreute Spuren des Verständnisses und ansprechenden Mitwirkens gestossen, und gar für die dem menschlichen Torheits- und Lachbedürfnisse so notwendige, erfrischende Strömung des Humors stehen Sie in der Schweiz überhaupt und in Glarus insbesondere völlig als ein Fremdling da . . . Ihr Gemüt . . . hat sich wohl nie, oder allenfalls nur in der Studentenzeit – in freiem und fröhlichem Einklange mit Ihresgleichen allseitig ergehen können.

Nicht Mutter[9]*, nicht Schwester*[10]*, nicht Frau*[11]*, wie reich auch mit Geist und Herz versehen, sind da die rechten Leute; aber nehmen Sie an deren Statt drei Kerls von meiner Art und von Ihrem Alter – das gäbe ein Quartett, dessen Stücklein wohl schlimmere Verstimmungen als die Ihrige ist in Harmonie unzustimmen vermöchte.»*

Solche Krisen sind häufig über Heer hereingebrochen. Am 15. Oktober 1870 zitiert Strässer Heer, der ihm geschrieben hatte: *«Ich bin nicht missmutig oder lebensmüde, aber der heitere Sinn ist . . . für immer geknickt, der Quell echter Lebenslust dem Versagen nahe, und ich tue, was mir obliegt, mehr aus kühlem Pflichtgefühl (setze hinzu: Gewohnheit, Arbeitsbedürfnis) als aus der Fülle des Herzens.»* Das ist alles andere als ein momentanes Gefühl Heers. Krankheiten und sicher auch der Gang der Geschäfte haben ihn alle zwei Jahre ungefähr in solch melancholische, ja depressive Stimmungen gestürzt. Der anerkannte, geschätzte, erfolgreiche Magistrat muss unter seinen Ämtern unsäglich gelitten haben, und doch verbot ihm der vaterländische Sinn Mal für Mal, sich zurückzuziehen. Heer fürchtete sich schon 1874 allerdings zusätzlich vor dem otium, der Musse. Strässer beruhigt ihn:

«Das Leben im geschäftslosen otium haben Sie noch nie in praxi geführt, Sie stellen es sich allzu öde und langweilig vor. Eigene Angelegenheiten, Familienangelegenheiten und ratsuchende ‹vertrute liebe Herren und Landlüt› werden Ihnen das otium schon ausfüllen helfen, wenn auch nicht immer auf die angenehmste Weise; und auch unter den ‹todten Büchern›, vor denen Sie ein Grauen aussprechen, finden sich immer noch einige, welche Leben des Geistes in sich tragen und im Leser erwecken. Also nur mutig ins Schlaraffenland hinein!»

Doch 1875 besass Heer den Mut zum Schlaraffenland noch immer nicht. Vermutlich ist die Strässersche Formel der Anrede der Lands-

[9] Dorothea Heer-Schindler (1797–1850), Tochter des Ratsherrn Conrad Schindler im Haltli.

[10] Katharina Heer (1816–1869) oder Susanna Blumer-Heer (1820–1902).

[11] Anna Katharina Iselin (1829–1898).

gemeinde richtig. Wer sind nun aber die «Herren», wer die «Landlüt»? Die Ratsherren, die Mehrbessern, die Nichtbauern, die Bauern?

Heers Charakter kommt, wie schon angetönt, in den Briefen Strässers nur gelegentlich, nur wenig zur Geltung. Immerhin ergeben sich Hinweise, direkte und indirekte.

Strässer rühmt seinen «hochverehrten Freund» selten, Heer liebt das nicht. Der Lehrer hebt etwa den «schon in jungen Jahren strengen, sichtenden Scharfblick» Heers hervor, er sagt: «Sie sind in schneller Auffassung sowie richtiger Schätzung dessen, was ist, mir . . . immer voraus».

Skeptisch zeigt sich Heer gegenüber Volksgunst. Strässer kennt ein Beispiel: *«Sie, mein lieber Freund, waren in den Tagen Ihres schönsten vaterländischen Ruhmes, als man Ihnen und Ihrem Schwager den Fackelzug brachte*[12]*, weitsichtig genug, um an die Möglichkeit eines Umschlags der Volksgunst im Voraus zu denken, und grossherzig genug, um durch solche Einsicht in menschliche Schwäche sich nicht abhalten zu lassen, mit ungeminderter Hingebung für Ihr kleines und grösseres Vaterland zu wirken.»*

Die Frankfurter Zeitung («Sie, lieber Freund, halten ja die Augsburger Allgemeine Zeitung», merkt Strässer an) hatte 1867 angekündigt, Heer werde als «Botschafter nach Berlin» gehen. Strässer weiss das zu würdigen:

«Wer im Namen eines solchen Auftraggebers, wie die Eidgenossenschaft ist (100 000 Büchsen, gleichviel ob Vorder- oder Hinterlader), [auftreten kann,] der ist schon kein kleines Männchen mehr, und wenn der Landammann Heer mit seinem nicht ganz obscuren Rufe und dazu mit seiner Persönlichkeit die Botschaften zu überbringen hat, so hört man schon aufmerksam zu.»

Heer ist nach Strässer *«kein Parteihaupt, sondern . . . ein rein berufener Staatsmann, . . . ein überzeugungstreuer aber nicht einseitig blinder Vaterlandsfreund».*

Der Lehrer glaubte schon Ende 1863, Heer werde Bundesrat, auch wenn er mit Heer um den geringen Einfluss der kleinen Kantone weiss:

«Die nachteilige Lage der kleinen, und gar der hauptstadtlosen Landkantone in Bezug auf Geltung in allgemein eidgenössischen Dingen, ein Missstand, den Sie in ihrem letzten Brieflein leise andeuten.» Aber gerade weil Heer den «Weg der rechten Mitte» kennt, wiegt sich Strässer in «patriotischen Phantasien»:

«Sie, Freund Landammann, dürfen daher, ja sollen, mit rühmlichem

[12] Als Heer im Dezember 1866 die Wahl in den Bundesrat ausschlug, brachte die Bevölkerung von Glarus ihm und seinem Schwager am 23. 12. 1866 einen Fackelzug dar.

Ehrgeize und doch nur in bisherig einfachster Weise fortarbeitend, auf die höchste Stelle der Eigenossenschaft hinsteuern, weil Sie da erst recht Gelegenheit haben, wahrhaft patriotisch zu wirken, nach allen Seiten frei, kräftig, jeder Partei unbefangen und überlegen ins Angesicht schauend, zugleich mit wohltuender Freundlichkeit und zu allseitiger Versöhnung, ja auf ferne Zeiten schon allein dadurch wohltätig, dass dem anspruchsvollen Herrengelüsten der grossen Kantone gegenüber Sie den kleinen als Präcedenzenfall dienen würden, als Beweis, dass die aus statistischen Verhältnissen herfliessenden Ansprüche doch nicht immer und überall massgebend sind, sondern jeweilen vor geistigen Grössen zurücktreten, sich bescheiden müssen.»

Heers politische Arbeit in Bern wirkt nach Strässer weit über das Land hinaus: «Sie kämpfen auf Schweizerboden zugleich für die Menschheit.» Als letzte, höchste und schönste Aufgabe denkt sich Strässer am 21. Januar 1871 für Heer den Vorsitz einer «Weltfrieden-Conferenz» aus, die dann «feste Marksteine für Völkerrecht und Weltfrieden» festlegen würde.

Neben diesen politischen Einschätzungen Heers findet sich mitunter eine ästhetische. Strässer kann Heer «oft ästhetisch treffliche Eigenschaften und Anlagen» zuschreiben.

«Wer über Goethe, den Werther und den Götz so innig zu empfinden, und zugleich diese Empfindung als so berechtigt auszuweisen vermag, wie Sie es mit den kurzen Worten Ihres Briefes tun, wer in solcher Weise poetische Leistungen zugleich mit Einsicht und Phantasie durchdringt, der soll mir poetisches Licht anzünden, nicht von mir empfangen, und am allerwenigsten von seinem ästhetischen Ketzertum sprechen.» Mit diesen Worten lobt Strässer seinen Freund am 3.November 1874; Heer hatte sich zu beiden Werken höchst positiv geäussert, wie der Lehrer schon früher feststellen durfte. Im selben Jahr hatte Heer zudem «mit erneutem Wohlgefallen an Schiller eine neue Geistesjugend angetreten». Jahre zuvor schon war dem Lehrer in Sachen Faust-Kritik «ein Muster» Heers zugegangen. Die beiden Klassiker haben nicht nur Strässer, sondern auch Heer begleitet, wobei wahrscheinlich beide Schiller eher den Vorzug gegeben haben – als dem idealistischeren.

Zeitgenössische Literatur ist von beiden offenbar weniger geschätzt worden, sie findet jedenfalls nur recht selten Erwähnung. Gemeinsam ist dagegen beiden die Liebe zu den antiken Autoren. Noch kurz vor dem Tod wollte Heer «nach Griechenland fahren». Einmal teilte er Strässer ein Distichon mit: «Hic liber est in quo sua quärit dogmata quisque – invenit et pariter dogmata quisque sua.»

Der Lehrer liefert ihm darauf eine «alte deutsche Übersetzung»:

«Von Gott gemacht ist dieses Buch,
Dass jeder seine Lehr drin such,
Und so gestellt, dass jedermann
auch seine Lehr drin finden kann.»

Auf seitenlange Darlegungen Strässers über Kunstbetrachtung gibt es keinerlei Echo von Heer, ebensowenig auf die noch ausschweifenderen philosophischen Exzerptreihen, von Schelling vor allem, den Strässer selbst gerne «braten» liesse, wäre er Grossinquisitor.

Die «ganz eigenartige, tiefe Religiosität», die «religiöse Struktur von Heers Persönlichkeit» (E.F.J.Müller), bleibt in den Strässerbriefen allenfalls zu vermuten, obschon von der Persönlichkeit Jesu, von der Unsterblichkeit, von Kirchen und Priestern vielfach die Rede ist. Heer dürfte kein Modellchristentum vertreten haben, selbst wenn er vor den Synodalen erklären konnte: «Eine Kirche ohne Bekenntnis ist doch eine seltsame Erscheinung; sie hat eine grosse Ähnlichkeit mit dem Lichtenberg'schen Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt».[13] Strässer redet ihn einmal als seinen «Freund Glaubens- oder besser Zweifelsgenossen» an, aber ob sich Heer in dieser Titulierung wiederfand, ist nicht zu sagen. Nach Heer verlangt das menschliche Gefühl nach der Existenz Gottes, der jedoch nicht «allzu menschenbildlich», aber doch mit uns verwandt gesehen werden müsse. In der Bibel, in der Person Jesu sah der Landammann manche «Vortrefflichkeit», von der man aber nicht aufs Ganze schliessen dürfe. Im «Unsterblichkeitsstreit» scheint Heer stärker von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt zu sein als Strässer, hat aber offenbar doch seine Bedenken, vom «Nichtbegreifen des Wie?» ist die Rede.

Krankheiten nehmen im Briefwechsel einen beträchtlichen Platz ein. Dass der erste Brief Strässers 1861 gleich mit einer Krankheit Heers einsetzt, ist fast charakteristisch. Schon vor der Landsgemeinde und der Brandnacht hatte sich Heer nicht wohl gefühlt. Die Katastrophe brachte dann die schwere «Unterleibsentzündung» zum Ausbruch. Heer klagt darnach über eine «nervöse Schwäche» seiner Handschrift. Strässer rät

[13] Das Zitat lautet im Original: «Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt», und es steht im «Verzeichnis einer Sammlung von Gerätschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauktioniert werden soll. Nach dem Englischen», Erstveröffentlichung im «Göttinger Taschen Calender für 1798».

Der Lichtenberg-Herausgeber Wolfgang Promies verweist in seinem Kommentar noch auf einen Brief Lichtenbergs vom 21. 11. 1797 mit dem folgenden Passus: «Der Verfasser jenes Verzeichnisses hat sich vermutlich vorgestellt, die Messer bestünden aus Stiel und Klinge, wie der Mensch aus Leib und Seele . . .»

Heer versteht das Bild genau. Das Zitat ist so oder so als Anklang ans 18. Jahrhundert ganz bezeichnend.

zu mehrwöchiger «Verbannung nach Sct. Moriz oder Fideris», das sind die Bäder, die die Glarner Gesellschaft schon Ende des 18. Jahrhunderts aufgesucht hatte. Eine neue Krankheit nahm Heer 1863 die «Esslust». Eine «Verstimmung», eine Gemütskrankheit, bedrückte ihn 1865, und 1867 war Heer neuerdings krank.

Da Heer Strässers Ratschlag, in den Böhmischen Wäldern bei einer «Bade-, Luft- und Jagdcur» Erholung zu suchen, in den Wind geschlagen hat, möchte ihm dieser nun Florenz als «Botschafterposten» beliebt machen, wo er Dante oder Macchiavelli lesen oder die «Stirnseite des Doms» studieren könnte. Als Vorbereitung zu diesem Aufenthalt empfiehlt er gleich noch «vier Wochen Frühlingsaufenthalt am schönsten Fleck der Erde, in Lugano . . .»

Missmut – eine neue Depression? – hindert Heer 1872 am Schreiben. Eine ähnliche Stimmung lässt ihn 1874 mit dem «otium» liebäugeln. Das Jahr 1877 kündigt dann mit Ermüdung und schmerzendem Kopf (15. 1. 1877) Schlimmeres an. Schwere Krankheiten, eine Lungen- und Brustfellentzündung sowie abnorme Herztätigkeit (11. 4. 1877) haben den Staatsmann getroffen, und nachhaltige Folgen, nämlich Beschwerden des linken Fusses, sind ernste Warnungen. Ein Jahr darauf ist der Gesundheitszustand Heers nicht besser. Er spricht «von der elenden Beschaffenheit meiner Herztätigkeit», sagt, er gehe vorsichtig und mühsam genug aufs Bureau (24. 10. 1878). Fortgesetzt Depressionen neben andern Krankheiten, die Heer das Leben schwer machten, ein Los, das er mit dem Freund in Aschaffenburg bekanntlich teilt.

Heers Krankheit im Frühling 1877 liess, wie es scheint, Todesgedanken aufkommen. Strässer antwortet in seinem Brief vom 8. Mai 1877, nimmt den Gedanken auf und sagt, man dürfe «sein Herz nicht allzu fest an den liebgewordenen Aufenthalt» hängen und müsse «die notgedrungene Räumung als einen Übergang zum Bessern, als eine Befreiung erwarten» lernen. Dann zitiert er Hölderlin:

> «*Im herrlichsten der Stürme falle*
> *Zusammen meine Kerkerwand*
> *Und mutiger und freier walle*
> *Mein Geist ins unbekannte Land.*»

Ich bin, weiss Gott wie viele Jahre schon, bemüht, mir diese Betrachtungsweise einzureden, einzuüben; aber die Fortschritte sind verzweifelt geringe; den einen Augenblick meine ich's ergriffen zu haben, im nächsten stehe ich wieder auf dem alten non liquet, oder noch tiefer. Sie sind auch in diesem Stücke mir weit zuvorgekommen. Vielleicht glauben Sie weniger als ich, vielleicht stehen Sie einer festen Überzeugung nicht

näher als ich, aber Sie haben das Todesgrauen abgeschüttelt, vermögen den Abschied von der holden Erdensonne als eine Befreiung von allen niedrigen niederziehenden Quälereien, als trostbringend aufzufassen . . . Das will mir nicht gelingen . . .»

Die Gegenüberstellung der beiden «inneren Menschen» sei abgeschlossen mit einer Gemeinsamkeit, die Strässer unmittelbar nach dem Besuch Heers in Aschaffenburg vom Sommer 1867 festhält. Heer hat ihr nicht widersprochen, soweit zu sehen ist.

Gemeinsam trügen sie beide «die Entsagung», meint der Lehrer, und er setzt einen Vers von Salis dazu:

> «Entsagung, die geprüfte Kämpfer
> In ihres Schild's Umschattung nimmt.»

Er sagt, dass sie beide «verständnisinniger als je . . . in dem grossen ‹Geheimnis der Entsagung› zusammentreffen». Heer entsagt einem leichten Leben für die Wissenschaft zugunsten der Politik, die ihn mehr als einmal fast verzweifeln lässt, und Strässer steht nach wie vor in der Berufsarbeit, die ihm eben auch die Möglichkeit nimmt, seinen Herzenswünschen nachzukommen und ein Buch fertigzustellen. Später nennt Strässer den Arbeitstitel seines Werkes: «Wider Menschenvergötzung und Kirchenglaube, freie Vorträge, I. Über Goethes Faust, II. Über Dämonen- und Propheten- und Gottesgnadentum».

3.
«So dumm und so verkehrt wie möglich»
Pfarrerstreit 1848 und 1861

Heer schilderte Strässer vor dem 4. Juni 1863 Missverständnisse und Verdriesslichkeiten, die sich zwischen den beiden Stadtpfarrern in Glarus ergeben hatten. Grund hierzu war Uneinigkeit über die Verteilung der Hilfsgelder nach dem Brand von Glarus gewesen, und das Ergebnis lag darin, dass die beiden unversöhnlichen Herren ihr Amt niederlegten. In diesem Zusammenhang berichtet Strässer von einer Erinnerung an eine Geschichte von 1848/49 als «lehrhaftes» Beispiel, *«wie schnell sich die Volksgötzen abnutzen, und als Beleg zu den zwei tiefsinnigen Dichtersprüchen:*

> *‹Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.›*
> *Schiller, Resignation;*

‹. . . alle Schuld rächt sich auf Erden.›
Goethe,
Wilhelm Meisters Lehrjahre 2, 13.»

Damals, 1848, hatten sich Pfarrer Andreas Walcher (1802–1886) und Diakon Johann Jakob Streiff (1807–1868), nach 1848 dann Pfarrer, eine ähnliche Episode geliefert. Die Sache muss Glarus förmlich erschüttert haben. Strässers Reminiszenz belegt die politische Dimension des Pfarrerstreits. Streiff wird als eigensinnig, herrisch, fortschrittsfeindlich beschrieben, Walcher als moderat liberal. Nachfolger Walchers wurde Johann Heinrich Tschudy (1820–1874), der dann zusammen mit Streiff bis 1862 in Glarus amtete. Strässer erinnert Heer:

«War es nicht [1848] ein ähnliches Ränkespiel, welches seiner Zeit von den Herren Walcher und Streiff mit heuchlerischen Abdankungen, von ihren Freunden zugleich mit Toben und Drohen (begleitet), aufgeführt wurde? Die weitaus grössere Masse war natürlich für den Jesuitenfresser Streiff, und mit seiner Sache war denn auch die Beförderung des Tschudy von Linthal nach Glarus verbunden.

Ich erinnere mich noch so gut als wär's gestern geschehen, wie ich gerade die steile Treppe zur Bibliothek hinaufstieg, als oben der Barbier Schuler[14] *und Genossen den Bruder des Pfarrer Walcher*[15] *an der Kehle gefasst hatten, und unter Stössen und Flüchen Miene machten, ihn hinunterzustürzen, und wie dann diese liberale Horde die heraustretenden Gerichtspersonen mit Murren und höhnischem Pfeifen empfing, weil jener Kupferschmied eine nach ihrem Urteil viel zu gelinde Strafe erhalten hatte. Insbesondern höre und sehe ich noch die wütenden Gebärden und Worte, mit welchen Tschudy's Vater*[16]*, der Schützenmeister, für den Fall, dass Streiffs Abdankung angenommen werde, ‹gewissen hohen Herren› scharfe Volksjustiz androhte. Er sagete das gerade zu mir, obgleich ich über diese Dinge nie, am wenigsten mit ihm, dort am Tische redete, denn unter den ‹hohen Herren› waren eben Sie gemeint, wiewohl Sie damals amtlich nur noch ein blutjüngster Ratsherr waren. Dass der Ausgang der Sache Sie lebhaft angriff, weiss ich noch daraus, dass Sie durch eine Reise, ich meine nach Graubünden, den widerwärtigen Eindruck der wüsten Vorgänge abzuschütteln versuchten. Es war ein plötzlicher Entschluss, denn Sie verabschiedeten sich von mir schriftlich durch einige eilfertige Zeilen, in denen sich tief die Wehmut ausspricht, von wel-*

[14] Fridolin Schuler (1810–1874), Drucker, «Rasierer», Wirt.

[15] Johann Rudolf Walcher (1792–1873), Kupferschmied.

[16] Johann Heinrich Tschudi (1786–1862), Schlossermeister und Schulvogt, der Vater Pfarrer Tschudis.

Hochgeehrter Freund!

Auf Ihre freundlichen Zeilen von gestern antworte ich vor der Hand nur, daß ich Hrn. Dekan Walcker allerdings gemahnt habe, daß ich aber sehr begreiflich finde, daß er die Sache nicht an Handen nimmt. Seine nahe bevorstehende Abreise & Uebersiedelung wird ohnedem eine baldige Aenderung im Präsidium der Aufsichtsbehörde zur Folge haben & dann die Sache auch wohl bald ihre Erledigung finden. –

Was Ihre Bemerkungen zu Bl.'s Werk betrifft, so werde ich sie ihm selbst vorlegen: er mag dann am besten Aufschluß darüber geben können. Ich ~~[illegible]~~ gehe ohnedies morgen für einige Tage fort: es duldet mich, für den Augenblick wenigstens, nicht mehr hier: die letzten Zeiten haben eine solche Unmasse von Nichtswürdigkeit u. Gemeinheit zu Tage gefördert, daß mir geistig & fast auch körperlich unwohl davon geworden ist. Der Glaube an mein Volk wankt in meiner Seele: wehe mir, wenn ich ihn ganz verlöre! Sobald ich zurück bin, sei mein erster Gang zu Ihnen: am Anblick Ihrer hohen, reinen Seele kann ich mich am besten erholen u. erheben.

Ewig der Ihrige:

Kar

Aus der Zeit des Streites zwischen den beiden Pfarrern.

cher ein junges vertrauensvolles Herz sich durch die erste grosse selbstgemachte Erfahrung von der Gemeinheit und Schlechtigkeit der Menschen ergriffen fühlt.»

Heers Zeilen, an die sich Strässer überraschend präzise erinnert, liegen, allerdings ohne Datum und ohne Adresse, vor:

«Verehrtester Freund!

Auf Ihre freundlichen Zeilen von gestern antworte ich vor der Hand nur, dass ich Herrn Dekan Walcher allerdings gemahnt habe, dass ich aber sehr begreiflich finde, dass er die Sache nicht an Handen nimmt. Seine nahe bevorstehende Abreise und Übersiedelung[17] wird ohnedem eine baldige Aenderung im Präsidium der Aufsichtsbehörde zur Folge haben, und dann die Sache auch wohl bald ihre Erledigung finden. -

Was Ihre Bemerkung zu Bl.'s Werk[18] betrifft, so werde ich sie ihm selbst vorlegen, er mag dann am besten Aufschluss darüber geben können. Ich gehe ohnedies morgen für einige Tage fort: es duldet mich, für den Augenblikk wenigstens, nicht mehr hier: die lezzten Zeiten haben eine solche Unmasse von Nichtswürdigkeit und Gemeinheit zu Tage gefördert, dass mir geistig und fast auch körperlich unwohl davon geworden ist. Der Glaube an mein Volk wankt in meiner Seele: wehe mir, wenn ich ihn ganz verlöre! Sobald ich zurükk bin, sei mein erster Gang zu Ihnen: am Anblikk Ihrer hohen, warmen Seele kann ich mich am besten erholen und erheben.

Ewig der Ihrige:

Heer»

Der «Ausgang der Sache» muss mit dem Pasquill zu tun haben, das in der Nacht vom 21./22. Juli 1848 gegenüber von Pfarrer Streiff angeschlagen worden war. Streiff jedenfalls blieb, und Walcher ging.

Das Pasquill war am Morgen des 22. Juli 1848 «namentlich an dem Törchen des Friedhofes neben dem Schwarzen Adler und an der Kellertüre des Herrn Rabenwirts Hösli» in Glarus angeschlagen, von unbekannter Hand, «schändlich» und «mit den gröbsten Verläumdungen und Schmähungen verbunden»:

[17] 1848 nach Zürich

[18] Man möchte an Johann Jakob Blumer, Heers Schwager, denken – doch diesen hätte Strässer ja selbst fragen können. Das fragliche Werk müsste der erste Band der «Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien» sein, erschienen 1848, falls Heer doch Blumer meint. Vgl. oben S. 55.

«Einige Fragen mit Antworten

Gibts nicht Menschen, die einer Gloke ähnlich sind?
Ich glaube ja! Ich will mit einer solchen einen Vergleich anstellen.
Frage *Was ist eine Gloke ohne Klöpfel?*
Ant *Ein todtes leeres Gebäude.*

Fra *Worum?*
An *Weil sie kein Leben hat und kein Ton von sich gibt!*

Fra *Wie wird sie lebendig?*
An *Wen man den Klöpfel hineinhängt und sie in die Höhe hebt und bewegt; dann gibt sie den Ton von sich und ist lebendig.*

Fra *Wem gleicht Herr Pfarrer Streiff in Glarus?*
An *Eben einer solchen Gloke.*

Fra *Worum?*
An *Weil er weder Geist noch Kentnisse hat; darum ist er ein todtes, leeres Gebäude.*

Fra *Wie wird er dan lebendig?*
An *Durch fremde Arbeit!*

Fra *Wie so?*
An *Weil er bereits jede Predigt, die er hält, aus fremden Bücheren kopiert und dan geschrieben auf die Kanzel bringt und vorlist!*

Fra *Ist dieses wahr?*
An *Ja, nur allzuwahr!*

Fra *Für was gibt den die Gemeinde Glarus jährlich 900 Gulden Salarium?*
An *Für einen Geistlichen und nicht für einen Kopist!*

Fra *Gibts den keine wohlfeilere Kopisten als für obige Summe?*
An *Wen es nur mit dem Predigten-Abschreiben, und dieselben auf der Kanzel zum besten zu geben, gethan wäre, so gäbe es gewiss auch wohlfeilere Kopisten, die diese Funktion für 10 bis 20 Louisdor versehen würden.*

Das benanter Heer [Pfarrherr] weder Geist noch Kenntnisse besitzt, beweisen seine Schultalente und die – Reminiszenzen aus dem Sonderbundskrieg hinreichend.

Glaubt den der Heer Pfarrer, er könne diese komödi-ähnliche Rolle immer ungeahndet fortspielen? Fällts ihm nicht ein, dass dieser betrug entdekt und die kühne Taschenspielerei zu Ende gehen muss?

Für diesmal nur so viel, nöthigenfalls mer.»

Der Stillstand von evangelisch Glarus, dem Herren angehörten, die auch im «Criminalgericht» sassen, führte bei diesem Gericht alsbald Klage und setzte zur Ermittlung des Täters nicht weniger als 1000 Gul-

den aus, sage und schreibe den Jahreslohn eines Pfarrers oder eines Sekundarlehrers wie Strässer!

Das Pasquill macht heute nicht den verwerflichen Eindruck, der ihm anscheinend damals anhaftete, nur beim Stillstand?

Es liegt in zwei Abschriften, die sich nur in der Orthographie unterscheiden, bei den Gerichtsakten. Bemerkenswert ist seine sprachliche Einfachheit, um nicht von Einfalt zu sprechen – die katechetische Form war sicher vom Unterricht her bekannt. Die politische Note, die Dr. Strässer eher in den Vordergrund rückt, scheint – mindestens ursprünglich – an einem bescheidenen Ort gewesen zu sein.

Die Untersuchung führte jener Advokat Josua Staub (1822–1870), Verhörrichter, Ratsherr, liberaler Redaktor, den Strässer so lebhaft verabscheute. Schnell traten zwei Männer in den engern Kreis der mutmasslichen Täter, der Buchdrucker Jakob Vogel[19] und der Kupferschmied Rudolf Walcher, der Bruder des Dekans, der im Gegensatz zum Buchdrucker eine recht ungelenke Handschrift führt. Kupferschmied Walcher war indes nur ein anonymer – aber gesiegelter – Brief an Streiff nachzuweisen, der dem Pfarrer freilich die Verwendung einer gedruckten Predigtsammlung vorhielt. Der Handwerker berief sich hinsichtlich dieses Vorwurfs neben Frau Dekan Walcher auf Stechermeister Fridolin Heer, der ein Predigtbuch besitze, «aus welchem Herr Streiff schon mehrere Predigten entlehnt habe», wie der Untersuchungsbericht des Verhörrichters festhält. Weiter erklärte der Kupferschmied, «es habe ihn vielfach geärgert, dass man hie und da den Herrn Pfarrer Streiff über Gebühr gelobt und sich geäussert habe, die Herren Pfarrer Marti von Ennenda[20], Heer von Mitlödi[21] und sein Bruder, Herr Dekan Walcher, seien nur ‹Spengler›.» Nach dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache bedeutete «Spengler» als Schimpfwort zunächst einmal Vagant und Landstreicher, dann charakterloser, gemeiner Kerl. Als Verstärkungen dienten «Häxenspengler» oder «Spenglerhund», gleichbedeutend mit Stümper und Pfuscher, so noch 1914 im Glarnerland verwendet. Der Ärger Walchers ist damit mehr als verständlich.

Die Untersuchung kam zum Schluss, Walcher sei «sehr gereizt und feindselig» gegen Streiff gewesen und habe sich «sogar vermessen, den

[19] Jakob Vogel (1816–1899), bekannt unter seinem Dichternamen «Vogel von Glarus».

[20] Johannes Marti (1810–1874), seit 1836 Pfarrer in Ennenda und nach 1849 verschiedentlich Dekan.

[21] Samuel Heer (1806–1858), der mit Joachim Heer 1839/40 lateinische Autoren gelesen und Tagesereignisse diskutiert hatte. Vgl. Christoph H. Brunner, Vom Grundstein zum Schlussstein, Bruchsteine einer «Baugeschichte» der Kantonsschule Glarus, Schwanden 1982, S. 23.

Herrn Streiff einen ‹Nachtschwärmer› zu nennen». Staub war der Überzeugung, «dass der Hauptsitz dieser Nachreden gegen Herrn Streiff in der Familie des Herrn Dekan Walcher lag».

Der zweite Verdächtige, der bewegliche Buchdrucker Vogel, hatte sich schon ein Jahr zuvor «im Linthof in Glarus in gemeinem Tone über Herrn Streiff geäussert», was bekannt war. Gipfel seiner Vorhaltungen an Streiffs Adresse: Er habe schon Predigten vorgetragen, «die vor Jahren katholische Geistliche gehalten hätten» – ist dieser überzogene Anwurf eine Art der Verteidigung? –, denn der «Jesuitenfresser» Streiff wird doch gewiss nicht solche Anleihen gemacht haben!

Staub indessen scheint schliesslich davon überzeugt zu sein, Streiff habe «mehr oder weniger» auf Predigtsammlungen zurückgegriffen. (Möglicherweise haben viele Pfarrer der Zeit nicht anders gehandelt: Die Predigten dauerten wesentlich länger als heute, und sie waren zudem zahlreicher, auch wenn in Glarus zwei Pfarrer amteten.)

Der Anwalt der Angeklagten Vogel und Walcher protestierte als erstes gegen die Mitglieder des «Criminalgerichts», die dem Stillstand angehörten, sowie gegen Verhörrichter Staub. Er bestritt sodann die Zuständigkeit dieses Gerichtes. Schliesslich wurde der Fall tatsächlich dem Polizeigericht zugewiesen, das am 13. 1. 1849 sein Urteil sprach und Walcher wegen Verleumdung und Beschimpfung zu «12 Cronen» sowie zur Zahlung der Hälfte der Untersuchungskosten verurteilte. Vogel wurde ungefähr mit derselben Elle gemessen. Die beiden Männer appellierten – Vogel überschrieb seinen entsprechenden Brief, in dem er die Vorwürfe des Predigtplagiates wiederholte und gleich einen neuen Fall, vom Neujahr 1849, hinzufügte sowie gegen die «Volksbeglücker» und «Lieblinge Streiffs» loszog, mit dem Motto «Wahrheit gegen Freund und Feind» – Schiller, An die Freude!

Und tatsächlich, weil Pfarrer Streiff schon lange zuvor Walcher verziehen hatte, wurde der Klagefall vom Appellationsgericht am 7. 2. 1849 als erledigt betrachtet und dem Kupferschmied nur noch gerade ein Drittel der Untersuchungskosten auferlegt. Vielleicht ist dies nun das Datum von Strässers Zusammenstoss mit den Radikalen, vielleicht war es aber auch der 13. Januar 1849, wer weiss.

Die ganze Sache wurde offensichtlich von allem Anfang an aufgebauscht. Der Anschlag enthält zwar nicht eben Freundliches, aber dermassen verletzend war er doch wieder nicht. Allerdings ist der Pfarrer damals eine Respektsperson erster Ordnung.

Möglich, dass der politische Anstrich erst nach und nach in den Vordergrund rückte beziehungsweise den «geistlichen» überlagerte. Die verschiedenen Netze, die bei diesem Konflikt übereinanderliegen, sind nur

schwer zu erkennen. Mehr als Konturen sind nicht auszumachen. Von den genannten Pfarrern, die zu Walchers Ärger als «Spengler» apostrophiert wurden, ist für Samuel Heer von Mitlödi der politische Standort einigermassen klar. Er war, belegt für die Zeit von 1840, ein Mann Landammann Schindlers, ein Mann der liberalen Verfassung von 1837, ein Mann des Ausgleichs allerdings, des mittleren Weges, ein moderater Liberaler demnach. Wenn er das 1848 noch immer gewesen ist, woran kaum zu zweifeln ist, dann haben wir einen jener Fälle vor uns, bei denen die Etiketten und die Inhalte nicht übereinstimmen, ein nicht seltener Sachverhalt für Auseinandersetzungen auf lokaler Ebene. Strässer bezeichnet ja gerade die Gegner des Kupferschmieds, des Dekans und der «Spengler» – und Heers – als liberale Horde, also radikale Freisinnige. Es ist anzunehmen, dass Familiennetze, zusammen mit Freunden und Abhängigen, hier in allererster Linie wirksam gewesen sind. Verhaltensweisen, die solchen Grundmustern folgen, sind freilich nur bei dichter Quellenlage detailliert nachzuweisen.

In diesem Zusammenhang noch eine letzte Beobachtung: Geradezu umwerfend ist die Rolle der Wirtshäuser und der Wirte in diesem Fall. Als Zeugen oder indirekt Beteiligte treten der Rabenwirt, der Adlerwirt, der Schwanenwirt, der Linthhofwirt und ein Wirt aus Ennenda auf, wahrhaftig eine Wirtshausgeschichte. Die Personen, die vorkommen, sind nicht weniger interessant, es ergibt sich ein eigentlicher Querschnitt durch die Bevölkerung von Glarus: Lehrer, Goldschmied, Postsekretär, Fabrikarbeiter, Advokat, Ratsschreiber, Schmied, Drucker, Modellstecher, Zivilrichter, Kupferschmiedgeselle, Seiler, Gerichtsweibel, Sigrist, zwei Frauen, ein Mädchen und ein Knabe unter 16 Jahren, vom Barbier und vom Schützenmeister, die Strässer erwähnt, erst gar nicht zu reden.

Jedenfalls war schliesslich ganz Glarus von dieser Sache betroffen: Das Pasquill hatte nur gerade eine Rissstelle erkennbar gemacht. Heers undatiertes Billet legt nahe, dass es weitere solcher Stellen gab.

Innerkonfessionelle Streitigkeiten konnten sich damals unversehens zu handfest politischer Auseinandersetzung entwickeln. Heer hatte allerdings schon 1847 im Zusammenhang mit dem Sonderbundskrieg ähnliche Erfahrungen machen müssen. Strässer weist indes auf Heers Sensibilität hin, die sich nie so ganz verloren hat. Fort und fort schreibt er deshalb auch von Amtsmüdigkeit und -verdruss. Wegen seines vermittelnden Sinnes sind ihm solche Ereignisse jedenfalls nicht nur recht häufig vorgekommen, sondern zu ertragen besonders schwer gefallen. Diese beiden pfarrherrlichen Auseinandersetzungen führten natürlich nicht dazu, Strässer über den Pfarrerstand besser denken zu lassen. Die Gemeinde war sowohl 1848 wie auch 1862 gespalten und «sein» verehrter

Heer in die Sache hineingezogen oder wenigstens verstimmt worden.

Strässer lässt sich hart gegenüber den Pfarrern und Pfarrweibern aus und rät, die Pfarrer künftig nicht mehr in Kommissionen nebeneinander zu dulden, ihnen überhaupt jede Möglichkeit der Nebenbuhlerschaft zu nehmen, ja überhaupt jeden geistlichen Einfluss «aus allen nicht vollständig geistlichen Angelegenheiten» zu verbannen.

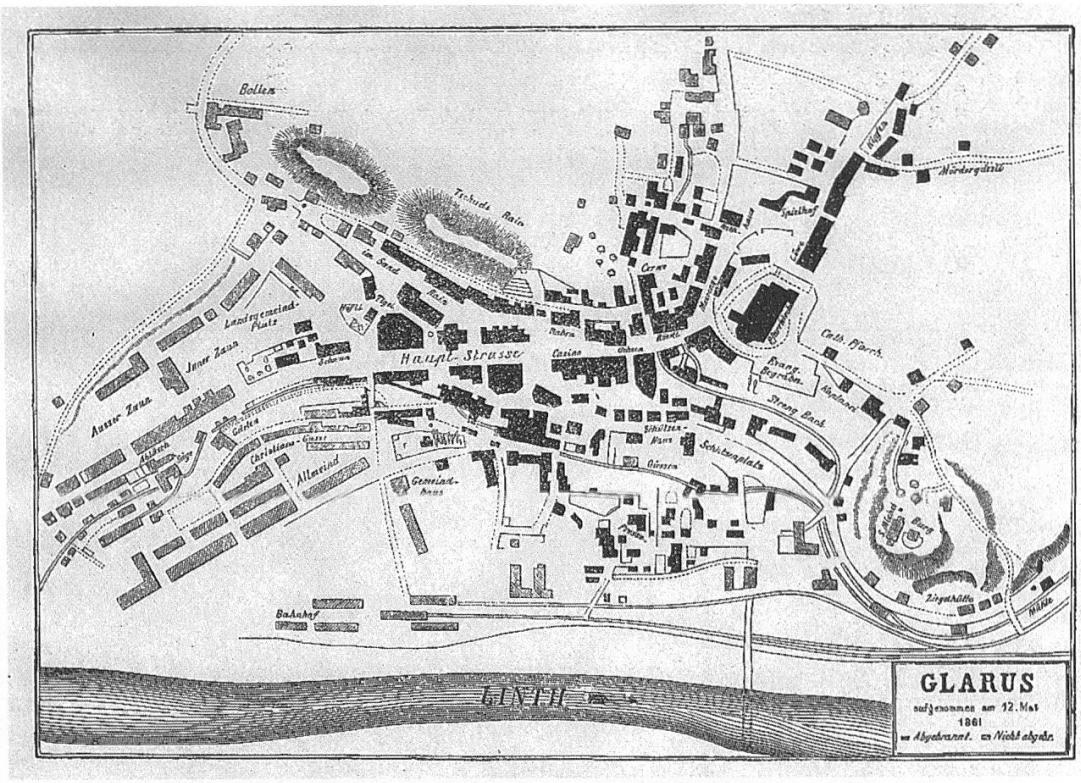
4.
«Das Volk ist der Herr»
Neuaufbau von Glarus

«Man hat seine Not mit dem Menschenvolke, um es zu seinem eignen Besten zu locken, zu überreden . . .», so lautet der Tenor zum Wiederaufbau. Im Zusammenhang mit der Zeit nach der Brandkatastrophe diskutieren Heer und Strässer einerseits menschliches Verhalten, das sich im politischen Willen niederschlägt, anderseits die Aufgabe des Landammanns in einer solchen Grenzsituation gegenüber seinen hochvertrauten Mitlandleuten.

Am 6. Juli 1861 schreibt Strässer: *«Also mein Briefchen hat Sie an ganz ungewohntem Orte, auf dem Krankenlager in fremdem Hause, aufsuchen müssen, und ihnen war es zugemessen, das allgemeine Unglück noch in eigentümlicher Weise verschärft zu tragen. Oft, sehr oft seit jener Kunde, ist mir vor die Seele das Bild jenes Augenblickes getreten, wo Sie, krank von Zürich heimeilend, von der Höhe zwischen Netstal und Glarus auf den Rauch der Heimat hinabschauten, und dann seufzend sich unter das fremde Obdach bringen liessen. Auch diese gehören zu den ‹eternal moments›, von denen Shakespear redet.»* Der «Weltgeist» sei diesmal «als finsteres aber sehr greifbares und hart angreifendes Erdenschicksal» aufgetreten, *«bestimmt, wie es scheint, den Charakter zu schmieden und nachwirkend das Gemüt gegen künftige Stösse zu härten. – Was Sie seit jenem Tage erlebt und erlitten, gesorgt und geschafft haben, sowie ferner noch werden sorgen und schaffen müssen, ich habe nur eine ferne Ahnung davon, aber ich meine sicher rechnen zu können, dass es den Rest Ihrer Jugend schnell aufzehren und zum Abschluss bringen werde. Möge nur Ihre freundlich jugendliche Erscheinung nicht zu sehr darunter leiden, und der gewinnende Glanz einer heitern Vergangenheit unverwüstlich auf Ihrem ganzen innern und äussern Wesen ruhen».*

Der Brief schliesst mit einer Hoffnung und einem Glückwunsch:

«Soviel gestehe ich Ihnen freudigen Herzens schon im Voraus zu, dass nach allem, was von und für Glarus geschieht, sich ein wahrer Fortschritt


GLARUS
aufgenommen am 12. Mai
1861
Abgebrannt. Nicht abgebr.
Bollen
Tschudi Rain
Haupt-Strasse
Casino
Schützenplatz
Schützen-Haus
Gemeind-haus
Allmeind
Christians-Gasse
Gärten
Ausser Zaun
Inner Zaun
Landsgemeind-Platz
Bahnhof
Spielhof
Mördergässli
Cath. Pfarrh.
Evang. Begräbn.
Strong Bank
Burg
Ziegelhütte
Mühle
LINTH

des Menschengeschlechts in menschenfreundlicher und menschenwürdiger Gesinnung behaupten lässt, die, nicht getragen und getrieben von Kirchenfrömmigkeit und Ewigenseligkeitsbestrebungen, wohl noch achtungswerter als diese ist, und eine christliche im besten Sinne zu heissen verdient. Glück denn zu Ihrer Neugründung!»

Nach dieser persönlichen Einleitung, diesem Mitgefühl, dieser Sorge und Hoffnung für Land und Volk von Glarus bittet Strässer darum, benachrichtigt zu werden, «wie Ihr irdisches Gut bei diesem Unheil gefahren ist», denn «zu einem Bilde, wie das Ihrige nun einmal ist, gehört ein goldglänzender Rahmen». Strässer glaubt nämlich: *«Den Verlust an Gebäuden und Geräten mögen Sie, wie ich mir vorstelle, schon verwinden, allein es ist mir als möglich eingefallen, dass Ihnen auch mit den Häusern andrer Leute viele Capitalien oder Schuldpfänder verbrannt seien . . .»* Desgleichen soll Heer auch Auskunft geben «über das Schicksal der geschichtlichen und sonst wissenschaftlichen Sammlungen und Vorarbeiten», welche er grossteils ererbt, teils «selbst gemacht» habe. Nach diesen Arbeiten erkundigt sich Strässer, weil er meint, dass mit ihnen «zwischen und nach den Mühseligkeiten aller spannenden, heftigen, aufreibenden Privat- und öffentlichen Geschäfte, ein Raum offen bleibe», wo Heers Geist «in völlig unbefangener Freiheit sich an stiller Betrachtung der Dinge und an sinniger Darstellung ihres Bildes friedlich beschäftigen und erhalten möge». Heer hatte sich schon vor 1861 mit – wohl historischen – Arbeiten entspannt.

Heer konnte Strässer melden, sein «goldener Rahmen» sei in «unversehrtem Zustand». Diese Antwort gibt Strässer Gelegenheit zu sagen, nicht bloss Prinz Eugen und Kanzler Bacon hätten «die drei preislichen Dinge» oder «das Gepäck der Tugend», nämlich erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld, nötig gehabt, es sei auch für seinen Freund «Staatsmann» unabdingbar, denn es verschaffe diesem Nachdruck, Eingang und Vertrauen bei der Menge. Das Volk müsse nämlich wissen, dass der Staatsmann nicht gezwungen sei, nach ihm zu fragen, anderseits «um keinerlei Lockung willen vom rechten Wege abzuweichen» brauche. Strässer ist also der Ansicht, der persönliche Reichtum des Staatsmannes mache diesen unabhängig, dass er den rechten Weg frei erkennen und gehen könne, ohne irgendwelchen Pressionen zu erliegen. Das bekräftigt der alte Lehrer noch, indem er Heer als «Gesetz- und Treuewart» im Volk wissen will und ihn festlegt auf «Recht und Treue» in der politischen Auseinandersetzung.

In einem späteren Brief, geschrieben am 3. August 1866, bekräftigt Strässer dieses Wort und weitet es aus.

«Allerdings, für Euch Staatslenker gilt in Behandlung des jedesmal

tatsächlich vorliegenden . . . Falles eine billige Erweiterung der Schranken, Ihr dürft und sollt das strenge Recht und die catonische Unerbittlichkeit nicht unbedingt durchführen, Ihr dürft nicht, aufs Beste verbissen, das erreichbar Gute verschmähen, Ihr müsst Euch hie und da fügen und dem Unvermeidlichen nachgeben – aber: nicht bis zum Unrecht gehen, sondern bei aller Abweichung vom geraden Wege dennoch ehrlich bleiben, das Princip laut und ehrlich aufrecht erhalten und freimütig gestehen, dass und inwiefern die Not Euch zwinge, ein Minimum des Besten und Guten Euch abdingen zu lassen.

Wir Philosophen sind die Gesetzgeber und müssen es bleiben, anerkannt unbedingt; Ihr praktisch die Weltdinge handhabenden Männer habt zu sorgen, dass möglichst viel von unseren Forderungen verwirklicht werde, dass die unvermeidlichen Mängel und Verstösse nicht vertuscht, nicht als geniale höhere Gesinnung und als Weltnotwendigkeit hingestellt, dass vielmehr, selbst durch derlei Abweichungen, die Regel desto mehr befestigt, das Gefühl für Recht, Ehre, Treue, Menschentum [einmal fügt Strässer dem Katalog noch «Sittlichkeit und Menschlichkeit» bei] überhaupt, im Volke immer und breiter gegründet werde.»

Und nicht nur das. Als «weltgeschichtlichen Gedanken», den Heer grosszuziehen habe, entwirft Strässer den Weg von der Natur zur Kunst als bestimmende Aufgabe des Menschengeschlechts, nämlich «den Naturstaat . . . zum rein weltlichen Rechtsstaate» zu machen. Einen Purzelbaum schlägt er am Schluss: «Ich meine . . . die Kunst sei eben des Menschen Natur.»

Heer hätte vielleicht die Kompetenz der «Philosophen» etwas relativiert, nicht aber den Grundsatz, den er hochhielt, wie sein Ausruf – der ein Zuruf für Strässer nach der Ratssitzung über den Sonderbundsentscheid gewesen ist – unterstreicht: «Nemini me mancipavi!», ich habe mich niemandem verkauft! Heer hatte mit verschwindender Minderheit gegen ein gewaltsames Vorgehen wider die Sonderbundskantone gestimmt.

Zu dieser Aufforderung oder Beschwörung Strässers gehört der Schluss des Briefes vom 3. August 1866, der bezeichnenderweise nach dem Deutschen Krieg geschrieben ist, was auch zu einem Vergleich mit dem Sonderbundskrieg führt. Strässer schreibt: *«Freuen Sie sich, Freund Landammann, dass das Schicksal Sie zwar ein ‹Königslos› ziehen liess, aber ein solches, das keine Lockung bietet, Menschenglück wissentlich hinzuopfern, um unsichere Erfolge des genialen Ehrgeizes zu erstreben, das aber immerhin mannigfache Mittel an die Hand gibt, um in mässig grossem Kreise Grosses zu stiften . . .*

Nach Ihnen werden die bezahlten oder gezwungenen Landes-

vorsteher kommen, oder vielleicht auch binnen wenigen Jahrzehnten mag es keine Landsgemeinde noch selbständigen kleinen Kanton mehr geben.

Die Zeit mit ihrer Massenbildung (Bildung = Formation und Kultur) schreitet mit Dampf- und Telegraphenschnelle; und wohl mag sich's einst fügen, dass der sinnende Rückschauer mit vergeblichem Bedauern auf die minder schnellen und ihre mässigen Fortschritte hinschaut als auf die guten alten Zeiten des letzten Landammann Heer.»

Zurück zum Ausgangspunkt, zum Wiederaufbau nach dem Brand. Am Schluss des ersten Briefes ist Strässer wieder voll und ganz der ältere Freund und Lehrer. *«Ich möchte Ihnen zur angenehmsten Erholung Curtius' meisterhafte Geschichte Griechenlands gerade jetzt angelegentlichst empfehlen, insbesondere die Darstellung des Coloniewesens. Wie oft würden Sie da im Hinblick auf Ihre eigenen Neuschaffungen Anlass haben anzurufen: Es geschieht doch nichts Neues unter der Sonne! Der Verfasser stellt auf die eine Seite das langsam naturgemässe Anwachsen der alten Orte, wo die je neu hinzukommenden Existenzen sich mit Häusern und Hantierungen wie mit Sitten und Strebnissen an und in den vorfindlichen Bestand hineinfügten und hineinschickten wie in eine Naturordnung, an welcher viel zu rütteln und zu modeln dem Einzelnen nicht einfallen konnte noch durfte, und wo daher alte gute Sitte und Tüchtigkeit sich, wie alter Wahn und Beschränktheit, lange Jahrhunderte hindurch . . . Geltung erhalten mochte. Diesem Bilde gegenüber steht die neue Anlage der auf einmal für eine grosse Menge planmässig zu erbauenden Pflanzstädte. Zwar stehen die Anfänge immer noch unter priesterlich-aristokratischer Überleitung, bald aber fällt diese, sowie von Hause aus schon tausend alte Rücksichten und Hemnisse, hinweg, die jungen Ableger blühen rasch und freisinnig auf, sehen im Aufklärungsdünkel hochmütig auf das Zopftum der alten Heimat herab, finden sich aber ehe man sich's versieht, ausgeblüht, die Triebkraft des ihnen zum Grunde liegenden Verstandeswesen erschöpft, und somit unfähig, dem schnell einbrechenden Verderben einen unangreifbaren Kern der Verjüngung entgegenzusetzen.*

Sie in Glarus stehen jetzt zwischen beiderlei Gestaltungen ohngefähr in der Mitte, doch bin ich sicher, dass die neue Zeit mit ihren abstracten Berechnungen vorwiegen, und auf der einen Seite die Prinzipienreiterei auf der andern die Willkür der Einzelnen Ihnen tausend Widerlichkeiten bereiten wird.»

Damit ist Strässer, dessen Sympathie durchaus den Kolonien gehört, bei den schwerwiegenden Gefahren, die diesen drohen. Er vermutet die Schwierigkeiten, die auf Heer einstürzen. Nochmals umschreibt er sie :

«Von Jugend auf angehalten, dem Althergebrachten nur soviel zuzugestehen, als es vor dem Verstande erweisen kann, glauben wir an unsre eignen Weisheitsgebäude im Grunde noch viel weniger; wir wissen allzugut, wie sehr der Eigennutz mit daran gearbeitet hat . . .» Der skeptische Aufklärer findet bei Heer seine Bestätigung. Im Brief vom 7. April 1862 erwähnt er, dass der Freund in Glarus mit dem Gedanken spiele, das «Landammanns-Bündel abzuwerfen». Warum?

Gegenüber Heer, «im regsten Leben stehend», kommt sich Strässer als «Verstorbener» vor:

«Mich däucht, die vier Hauptsorgen: das Land zu verwalten, die Tagsatzung zu bereisen, den Stadtbau zu überwachen[22] *und das eigene Haus neu zu bauen, diese seien jede für sich ein ehrliches Stück Arbeit, und nun gar miteinander verbunden mehr als hinreichend, nun auch des stärksten und willigsten Mannes Kraft und Geduld zu erschöpfen . . .*

Wenn ich nämlich Ihren Schmerzensschrei vernehme über die unnennbaren Leiden eines Bauherrn, und sogar Anspielungen auf eine selige Zeit, wo Sie das ‹Landammann-Bündel› abwerfen . . .»

Strässer weiss dank Heer, dass sich die «Höhe der Gefühle und die edle Begeisterung, zu welchen das plötzliche Unglück Euch plötzlich erhoben hatte», ebenso plötzlich verschwunden sind «unter der Einwirkung schwankender und immer noch bedrohter Vermögensverhältnisse so vieler Menschen». Das würde überall geschehen, jedoch *«wie viel mehr unter dem Einflusse Eurer vollen demokratischen Freiheit, welche wohl tüchtige Kräfte grosszieht, aber bei weitem nicht in gleichem Grade zu edelsinniger Anwendung dieser Tüchtigkeit antreibt . . .*

Dies ist jedenfalls die Stelle, wo das Landammanns-Bündel Sie, mein edelgesinnter Freund, eigentlich wund drückt; . . . selbst der Verdruss, dünkelige Platt- und Starrköpfe mit Geduld fassen zu müssen, um sie unvermerkt zu ihrem eignen Heile zu leiten, wird am Ende aufgewogen durch den sichtbar erspriesslichen Erfolg; aber für den Zwang, mit jenen Giftnaturen freundlich zu arbeiten, während man vor Augen sieht, wie sie jeden sittlich schönen Erfolg . . . im Keime erkälten und ertödten, finde ich in der Tat keine entsprechend lohnende Ausgleichung, und achte das für ein Leid, welches ein edles Gemüt im Innersten anfressen muss.

Doch nur festgestanden, edler Freund!»

Strässer referiert Heer (dem er übrigens vorhält, nur lange anhaltender Dienst wie bei Jakob oder Herkules erlaube solche Gedanken) dahingehend:

[22] Das war allerdings in erster Linie die Aufgabe von Gemeindepräsident Dr. med. N. Tschudi (1814–1892) und seines erweiterten Gemeinderates, in dem Heer vor allem wegen der Landesgebäude, dem Gerichts- und des Rathauses, sass.

«Sie finden, dass es die ärmlich blödewitzliche Mittelmässigkeit ist, der gemeine Eigennutz, Eigensinn und Eigendünkel, welche mit Massenkraft arbeitend die Absichten schlauer und gewissenlos durchgreifender Führer durchdrucken, unfähig das Ziel zu erkennen, wohin die einzelnen Schritte, die ihr, der Masse, sämtlich Fortschritte scheinen, endlich führen werden.

Sie finden, dass es, je künstlicher und verwickelter unsere Umstände sind, desto unlässlicher wird, die gemeinsten und niedrigsten Leidenschaften in Dienst zu nehmen, und dass dauernder und durchgreifender Erfolg schier unmöglich wird, wenn Sie nicht einen grossen Teil Ihres sittlichen und ästhetischen Gefühls, welches die Berührung mit dem Gemeinen verabscheut, über Bord werfen oder wenigstens für lange Jahre hin unter Verschluss legen.

Sie finden endlich, dass in Rats- und Parlamentssälen nicht bloss das Gemüt darben und sich verwunden lassen muss, sondern dass auch der Geist, von Natur darauf angelegt und durch Bildung gewohnt, aus weit umfassender Ueberschau und grossartigen Gesichtspunkten das Einzelne zu behandeln, um es ‹zur allgemeinen Weihe› zu bringen, in diesem Bedürfnisse kaum von etlichen Wenigen verstanden, von noch wenigern unterstützt wird, vielmehr sich genötigt sieht, über eine Unmasse bloss örtlicher, persönlicher und augenblicklicher Verhältnisse eine Überlast ledern wertlosen Wissens sich einzuochsen, um dann . . . die Dinge so zu stellen, dass die ledern unbesiegbare Mittelmässigkeit sich endlich befriedigt fühlt . . .»

In solcher Art hatte sich Heer – ausgehend von den Widerwärtigkeiten beim Aufbau, aber auch auf Grund sonstiger Erfahrungen – über die «herannahende Tyrannis» der Massenherrschaft geäussert.

Strässer vermutet noch weitere Auswirkungen des Brandes. Er schreibt im selben Brief: *«Denn wenn ich . . . auf die Gemütsstimmung der Bewohnerschaft von Glarus schliessen darf, so kann ich mir als Gesamtbild kaum etwas anders als eine Wolke grauen Nebels denken, wie er bei Föhnwind sich bildet; ich meine, die jahrelang täglich in derselben Gestalt wiederkehrende Sorge, Mühe und Entbehrung, und dazu bei den meisten die Gewissheit, dass alle Sorge und Mühe doch nicht hinreichen wird, die Armut zu entfernen, selbst bei den Wohlhabenderen die schmerzliche Empfindung der Einbusse an Vermögen, an Bequemlichkeit, und bei allen die Ungewohnheit des von der alten stillen tiefbegründeten Behaglichkeit einfacher Lebensordnung so weit fortreissenden Jagens, Hetzens und Schwindelns – diese Dinge, sage ich, müssen nach meinem Gefühle wie bleiern über den Gemütern lagern und wie geheime Krankheit an den Herzen fressen und die Köpfe verdüstern. Es ist ein Riss*

in Euer Dasein gekommen, der auch starke Seelen aus Rand und Band reissen kann, und den namentlich das über die mittlere Lebenszeit bereits hinausgekommene Geschlecht nie verwinden wird.»

Neben solchen Gedanken, die den psychischen Auswirkungen des Brandes nachgehen, überlegt Strässer die praktische Seite des Wiederaufbaus. Er ist überzeugt, die Bauherren von Glarus hätten ihre neuen Wohnhäuser nach Mustern jeglicher Provenienz gebaut *«und bei dem Bau ihrer Kirche wohl auf das Bedürfnis des simultanen Gottesdienstes Rücksicht genommen, nicht aber auf die Herkunft der Kirchenturmsformen geachtet, ob diese katholischen oder protestantischen Quellen entsprungen seien»(1. 8. 1869).*

Heers Beitrag zum Wiederaufbau von Glarus ist vor allem beim Rathaus zu erkennen, und deshalb hatte er mit Semper korrespondiert (Jürg Davatz). Darüber berichtete er Strässer wahrscheinlich. Mit Semper ist Strässer am 1. November 1869, gegen alles symbolische Verständnis der Kunst, der Ansicht: «Kunst (wurzelt) im Handwerk.» Verschiedentlich trägt Strässer Heer solcher Art Überlegungen zur Kunstbetrachtung vor, die durch den Wiederaufbau von Glarus mitveranlasst sind: *«Die Kunstformen, namentlich der Baukunst, entspringen und entwickeln sich aus Bedürfnis, Zweckmässigkeit, Handwerk – nicht aus der ‹Weltanschauung›, Religions- und Staatsverfassung, nicht einmal aus dem Charakter und der Gemütsverfassung des Volkes. Dazu ist das Erfinden zweckmässiger und gefälliger Kunstformen eine so überaus schwere Sache, dass jedes Volk, auch das geistreichste und lebendigste, sich an die bereits bestehenden anlehnt, von fremden Völkern copiert, soviel es immer kann» (25. 11. 1878).*

Ohne Zweifel von Heers Hinweisen angeregt, schreibt Strässer:

«Ferner auch danke ich dem lieben Gott, dass ich nicht mit in Eurem Baurat sitze. Mein Geschmack und Gewissen würden sich beständig sträuben, jene nüchterne und doch anspruchsvolle Rechtwinkligkeit[23] *breit sich brüstender und barsch geradeaus laufender Strassen in die beengten Räume zwischen Eure grobknochig ungefügen Berge hineinzukeilen, beide Widersacher unaufhörlich befliessen, einander höhnische Gesichter zu schneiden, dabei aber einig in dem tückischen Bestreben, durch heftigen Windzug und Staubwirbel, Zahnschmerz und Schwindsucht, der armen Eingezwängten Lebensfreuden und Lebensdauer um ein Dritteil abzukürzen.*

Bei alledem leuchtet mir vollkommen ein, durch ein Gemisch von unberechenbar gewundenen Gassen und Häuserinseln die naturwüchsige

[23] Vgl. die Abbildung Glarus um 1890.



Gemütlichkeit alter Altstädte planmässig erneuern zu wollen, könne nur einem Narrenclub einfallen und würde noch schiefer herauskommen als die Mephistophelische Aufgabe

‹sich mit warmen Jugendtrieben
nach einem Plane zu verlieben› –

Indem ich so meine Unfähigkeit bekenne, zwischen den baulichen Anforderungen alter und neuer Zeit eine Vermittlung zu finden, und mit Tell'scher Bescheidenheit sage

‹Was ihr auch tut, lasst mich aus eurem Rat› –

gedenke ich ein Recht gewonnen zu haben, mir in Betreff der Bibliothek ein wenig mehr Freiheit herauszunehmen.»

Jakob Winteler hat in seiner «Geschichte der Glarner Landesbibliothek» Strässers Vorstellungen zum Neuaufbau beziehungsweise Ausbau der Bibliothek nach Strässers Ausführungen im Brief an Heer von Ende Juli/22.10.1861 gebracht:

«‹Zwar mit dem Untergang meiner Sammlungen zur Glarner Geschichte [die übrigens, wie sich dann herausstellte, erhalten geblieben sind], des grossen sorgfältigen Kataloges usw. ist auch mir ein keineswegs gleichgültiger Verlust erwachsen, nämlich der in Euren öffentlichen Anstalten enthaltene Theil meines guten Andenkens bei Euch. Dennoch aber freut mich das Gesamtschicksal dieser Bibliothek insofern, da die von Ihnen angegebene Versicherungssumme deren literarischen Wert bei weitem übersteigt, so dass unter allen moralischen und unmoralischen brandgeschädigten Personen sie vielleicht die einzige ist, welche vom Schaden offenbaren Gewinn hat. Hätte ich zu meiner Zeit von solcher Versicherung gewusst, ich wäre schier in Versuchung gerathen, sie in Brand zu stecken, um grosse Ladungen veralteter und nutzloser Bände gegen zeitgemässe Werke einzutauschen. Bei solchem literarischen Neubau hätte ich mir aber vom hohen Landrathe auserbeten, die Herren Dr. med. Othmar Blumer, von Glarus [1791-1868], diese armseligste aller Beschränktheiten, und Lehrer Bäbler[24] *in andern Commissionen unterzubringen und selbst der Herr Präsident Trümpy wäre mir an dieser Stelle nicht so lieb gewesen wie derjenige, der solche jetzt eben einnimmt [nämlich Heer]. Wenn Sie zu dem Bibliothekar Leuzinger noch einen*

[24] Johann Jakob Bäbler (1807–1874), seit 1843 Sekundarlehrer in Glarus, Strässers Kollege also, politisch fortschrittlich, künstlerisch und historisch tätig.

verständig Wissenden und Wollenden hinzubekämen, etwa Pfarrer Christoph Trümpy [1809-1879] von Urnen, der an der Beschreibung von Glarus[25] *mitgearbeitet hat oder Johann G. Ritter [1813-1902] in Schwanden, so würde mit solcher Mehrheit sich schon etwas Ansehnliches zustandebringen lassen.› Strässer bemerkt dann, dass er sogar, wenn er noch im Rate sitzen würde, sich gegen eine Ansicht des jetzigen Präsidenten wenden müsste, nämlich gegen die früher bereits oft gewünschten Anschaffungen grosser Sammlungen, Quellen- und Kupferwerke, ‹welche immer des Herrn Ratsherrn Christoph Tschudis [ebenfalls eines der Kommissionsmitglieder] Herzenswonne gewesen sind.› Solche Bücher aber würden allein wenigen gelehrten Forschern zugute kommen, wie denn auch die Kredite niemals ausreichen würden, eine vollständige Sammlung für umfassende Forschungen zu schaffen. Zudem würden bei der gegenwärtigen Entwicklung der Wissenschaften solche Werke rasch veralten, sodass kurz gefasste populäre Lehrbücher für eine kleine Bibliothek vollauf genügen würden. ‹Doch halte ich inne, weil ich ja möglicherweise nur gegen selbsterdachte Windmühlen kämpfen könnte, füge aber noch einige anderweitige Bemerkungen hinzu. Die Literaturgeschichte ist ein wunderlich ungefüges Bibliothekstück. Sie darf natürlich nicht fehlen, bleibt aber stets mängelhaft und unverständlich, weil die in ihr besprochenen Werke unmöglich alle dem Leser bekannt seyn noch zur Kenntnisnahme auf der Bibliothek liegen können. Unter anderen gibt es Werke, die mit oder ohne innern Wert an der Spitze einer langen Reihe von Nachkömmlingen stehen, ja, dem Zeitgeschmack neue Richtung zu geben haben, zum Beispiel Goethes Götz und Werther, oder andere, in denen eine solche Richtung auf ihren Höhepunct oder zum prägnantesten Ausdruck innerer Verkehrtheit gelangt ist.› Im weitern empfiehlt Dr. Strässer Rücksicht auf Gerechtigkeit gegen politische und kirchliche Widersacher, ‹dadurch geübt, dass man Kenntnis nimmt von dem, was ihre besten und achtungsvollsten Vorkämpfer zu ihren Gunsten zu sagen haben und durch Einsicht in dessen Unhaltbarkeit sich das Recht erwirbt, sie zu befehden und im Notfall zu vertilgen . . . So geziemt es zum Beispiel eurer protestantischen, liberalen Bibliothek, eine von den Katholischen als vortrefflich anerkannte Kirchengeschichte, Dogmatik, Symbolik und Philosophie zu besitzen, auch das ganze Thun und Treiben des Römer- und Jesuitenthums aus wahrhaft geistvollen Schriften ihrer eigenen Häuptlinge kennen zu lernen . . .?› Offenbar war der Schreiber nicht darüber orientiert,*

[25] Oswald Heer und Johann Jakob Blumer-Heer, Der Kanton Glarus, historisch-geographisch-statistisch geschildert von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (Gemälde der Schweiz Bd. 7), St. Gallen und Bern 1846.

dass wenige Jahre vor dem Brand von 1861 die Bibliothek nicht mehr ausschliesslich eine Angelegenheit des evangelischen Landesteils geworden war. Im übrigen darf wohl gesagt werden, dass ein Teil von Strässers Anregungen berücksichtigt worden ist, dass die Kommission daneben aber ihre für richtig befundenen eigenen Richtlinien befolgte und es vorab ein Verdienst des Kommissionspräsidenten Dr. J. Heer und seiner Nachfolger wie des Bibliothekars Peter Leuzinger gewesen ist, dass der Ausbau der Bibliothek so treffliche Fortschritte machte.»

Vor dem 7. April 1862 hatte Fabrikant Aegidius Trümpy (1827-1883) aus dem Herrenweg Strässer in Aschaffenburg besucht. Die Gespräche bestärkten Strässer darin, dass der hohe Sinn, der nach dem Brandunglück geherrscht habe, durch Habgier, Neid und vor allem durch «jenes grinsend lauernde Misstrauen, de[n] Tod alles geselligen Behagens», wegen der schwankenden und immer noch bedrohten Vermögensverhältnisse, zerstört werde. Zwar entstünden «unter dem Einfluss Eurer vollen demokratischen Freiheit tüchtige Kräfte, aber diese Freiheit treibe sie nicht genug «zu edelsinniger Anwendung dieser Tüchtigkeit». Wolfs- und Schlangennaturen wie Dr. Tschudi, nämlich Dr. med. Niklaus Tschudi, und Advokat Staub täten das Ihrige dazu.[26]

Da zeichnet sich schon ab, wogegen Strässer später immer wieder anläuft, nämlich «die übertriebene Volksfreiheit». Heer wird die «schrankenlose Freiheit», die «allseitige Ausbreitung des demokratischen Geistes», wie ihn die direkte Demokratie brachte, sehr viel gelassener betrachtet haben, besonders weil er sieht, dass zu Hause «die ererbte politische Erfahrung und der gesunde vaterländische Sinn über manche Schwierigkeiten hinweghelfen».

Strässer pflichtet dem bei, meint, Engländer und Schweizer würden der Welt ein Beispiel geben, wie «die demokratische Strömung gemach umgebogen und in ein ruhigeres Bette geleitet werden muss», sieht aber gleichwohl nach wie vor, dass «blinder Wille des demokratischen Ungeheuers, öffentliche Meinung genannt», am Werk sei und drohe. Im März 1875 kommt er auf diese Frage zurück. Die Frankfurter Zeitung hatte gemeldet, die Glarner Landsgemeinde 1875 sei stürmisch verlaufen und die Verfassungsrevision verworfen worden. Strässer glaubt, Heer sei damit angegriffen, und er wünscht, die Grossen der Welt hätten zweierlei Grundübel «abzutun»:

«Das erste ist das heillose liberale Wahngebilde der Gleichheit, der po-

[26] Tschudi, vgl. oben A. 22, wird von Strässer der radikalen Einstellung wegen mit Sicherheit subjektiv verzeichnet – während Heer Tschudi gegenüber sehr zurückhaltend ist. Staub, der dem alten Lehrer schon als Schüler missfiel, galt ihm als «Socialist».

litischen, welche jedem armen Teufel, Dienstboten, Taglöhner Rechte aufschwatzt, ja aufnötigt, welche er weder zu gebrauchen weiss, noch überhaupt begehren würde, wenn er sie nicht als Mittel zum Mitbesitz und Mitgenuss der Erdengüter ansähe, Rechte, welche nur dazu dienen, den wenigen Plänen der Volksschreier oder dem Fanatismus der schwarzen Verführer die Wucht vieler Stimmen oder allenfalls der Fäuste zur Verfügung zu stellen. Die Menge würde sich bald zufrieden geben, wenn man nur Ruhe weder durch Rechte noch durch Steuern und Lasten störte, aber darum ist es den Aufwieglungsdienern schwarzer, roter oder grauer Farbe eben nicht zu tun. Sie, diese Volkslehrer, Zeitungsschreiber, Vereinsstifter sind das andere grosse Uebel, welches ich meine, das allerschlimmste . . . Warum gewährt man diesen Leuten und ihrem Gewerbe das allem wahren Freisinn ins Gesicht schlagende Vorrecht unbegrenzter Rechte?»

In allen möglichen Berufen müsse man Ausweise, Konzessionen und Zeugnisse vorweisen – *«nur das Presserecht und das Vereinsrecht sind frei, unbedingt frei, das heisst, jedem Lump steht der Zutritt zu dem Berufe der Volksbelehrung frei . . .»*, ohne jede Prüfung.

Das Kauzige an Strässer wird zum Beispiel sichtbar in einer *«Probe, wohin wir kommen, wenn die Volkssouveränität folgerichtig jedem Schulmeister, Schriftsetzer, Comptoir- und Börsenjünglinge das Recht gibt, die deutsche Sprache und ‹Ortografie› zu massregeln»*, von Ende Juli 1878:

«Di neue Ortografie ist einzurichten:

a) nach der höxten Grundregel : Schreibe wi du sprichst.

b) nach dem Eineizgrunzaze: für den sälben Laut imer dersälbe Buchstabe; also imer f oder imer v (ärsteres ist razamer sowol weil es sich schnäler schreibt, als auch weil es tol aussit, vilosovi, vilip u. dgl. zu schreiben.)

c) nach Ersparunxrüxichten; also wäg mit alen Dopelbuchstaben di als Schärfunx- oder Dänungxzeichen dinen solen, mit dem unhörbaren e und h u.s.w.

Färner zit man ks und chs in x zusamen, ds und ts in z, wi im Altgrichischen und wi di Bündner Chroniken schreiben fom ‹Gozus ze Chur› u. dgl.»

Strässer versäumt nicht, Heer auch gleich noch ein Geschichtchen in dieser «Ortografi» aufzutischen.

Möglicherweise ist dieser Ulk nur zum Teil so originell, wie er sich auf den ersten Blick ausnimmt: Lichtenberg glänzte nämlich mit ähnlichen Einfällen, als er sich bemühte, Voss' Vorschläge zur Eindeutschung griechischer Eigennamen ad absurdum zu führen. «Ein schönes Capriccio»

Ich bin ein Pinsel
Ich male
Ich male
Ich male

(Joachim Kalka) fügte übrigens Wieland ein, stellte sich Lichtenberg zur Seite und wollte mit Philipp von Zesen deutsche Namen für die klassischen Götter, Donnermann für Zeus! Allerdings ist ein Unterschied festzuhalten. Lichtenberg, mit einer Berufung auf Dr. Samuel Johnson, geht es um ein historisch geschärftes Sprachbewusstsein, um das Sprachliche, Voss dagegen um rein Philologisches. Strässer hält sich an Lichtenberg; im Ansatz geht es ihm allerdings um Politisches. Wo Heer Lichtenberg zitiert, kann dieser eigentlich bei Strässer nicht fern sein.

Etwas Licht von Lichtenberg ist bei Strässer auf jeden Fall vorhanden. Einmal schreibt er von einem Haus in seiner Nachbarschaft, das quer auf dem Grundstück steht und mit den Ecken auf die Strassen weist. Ein solches Haus nennt er ein «tapferes» – warum? – «weil es jedem Vorübergehenden die Spitze bietet». Dieser «spitzige» Einfall, 1869 geäussert, hängt er nicht mit dem «Stampf» in Glarus zusammen, von dem ihm Heer vielleicht berichtet hat? Der «Stampf» hatte den Brand überstanden und wurde, quasi als Fremdkörper «tapfer» dastehend, in der neuen schnurgeraden Burgstrasse belassen.

Mit schrankenloser Meinungsfreiheit kann sich Strässer nicht abfinden. Von der «Frechheit der Presse» schreibt er, «dieses Fluches unsrer Zeit, der von Aufruhr, wüster Pöbelgier und von Verderbung aller Sittlichkeit sich nährt», nicht zu reden vom «Wahnsinn der socialen Lehren und Taten»(25. 11. 1878). Die «Socialisten» nennt er im April 1874 die «Verkehrten» und «Unholde», die «dem nächsten Menschenalter heranwachsende Zuchtrute».

Der Pessimismus Strässers, von Anfang an spürbar, wenn er das Salomonische «Alles ist eitel» mit Schopenhauer verbindet, erreicht seinen Gipfel im Moment, wo er eine Art Summa von Heers politischer Tätigkeit in Glarus zieht. Heer selbst hatte offenbar zu dieser Betrachtung der Dinge Anlass geboten, er hatte vor dem November 1876 wieder einmal sehr persönlich von seinen Angelegenheiten geschrieben.

Strässer findet, nur hier und da gebe es eine Persönlichkeit, der es gelinge, *«durch handelnde und betrachtende Teilnahme an den vergänglichen Erscheinungen sich . . . die eigene Person mit einem nachhaltigen Wert zu erfüllen»*. Und er fährt fort:

«Sie, mein verehrter Freund, haben als Kind schon das mithandelnde Eingreifen in den Gang der Dinge vor Augen gehabt, sind im ersten Jünglingsalter in die Reihe und bald an die Spitze der Eingreifenden getreten, und schauen jetzt auf eine langjährige Wirksamkeit zurück, die, wenn irgend eine, sich eine erfolgreiche nennen darf. Und doch, und doch, unter welcher Rubrik oder Titel wollen Sie den Erfolg einregistrieren? Ist es Ihnen etwa gelungen, den kleinen Weltwinkel, dessen Geschick

Sie redlich leiteten, und der Ihnen vertrauensvoll folgte, zu bessern und zu bekehren? Ei nein! Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben, des Weltwinkels Insassenschaft läuft ihren Weg – sie nennen's Fortschritt – der erwerblich und staatlich ewig unersättlichen Gier, als ob nie ein Landammann Heer in der Welt gewesen wäre. Vor vierzig Jahren hat der Vater, nicht ohne schwere Bedenken, dem Geist der neuen Zeit Raum gegeben[27]*; der Sohn, der ihm 15 Jahre später auf seiner Oberstelle folgte und dieselbe mit gleich allseitiger Anerkennung ein Vierteljahrhundert lang einnahm, tritt fast in gleicher Weise ab und fühlt sich gedrungen, in der Abschiedsrede auszusprechen: dass ich gehe ist für euch und für mich das Bessere.*

Es sind die schwerwiegenden Worte, ich . . . meine, es habe da durch Ihren Mund das Weltgeschick geredet, das Verhängnis, welches unaufhaltsam sich fortwälzend keine behaglichen Zeiträume kennt, noch weniger des einzelnen Menschen achtet, sondern auch den Besten rücksichtslos zur Seite wirft oder gar zermalmt.

. . . was bleibt endlich als dauerndes Ergebnis aller Strebungen, Kämpfe und Drangsale? Entweder gar nichts . . . oder das Ziel heisst: Gestaltung des Einzelnen . . .»

5.
«Löcher in die Welt machen»?
Deutsche Einigung

Ein Aufbau ganz anderer und doch wieder ähnlicher Art ist in dieser Zeit die Deutsche Einigung. Am 31. März 1869 schreibt Strässer:

«Ich, von Kindsbeinen an ein Einsiedler im Haus, in der Familie, im Dorfe, im Staate, habe mich im Lauf von mehr als sechzig Jahren daran gewöhnt, den ganzen Vorrat von blinder unbedingter Liebe, die jedes Menschenherz in sich trägt, auf Deutschland, auf das ganze grosse Vaterland hinzuwenden . . .»

Doch Strässer muss «Deutschlands tiefes Weh» konstatieren (4. 6. 1863), ja er meint, «der Glaube an ein deutsches Vaterland» sei vollständig aus den Seelen «der Rheinbündler» verschwunden.

Dabei steht Strässer Heer ganz offensichtlich diametral gegenüber. Als «Betrachtender» kann er keine grossdeutsche Lösung unter den katholi-

[27] Alt Landammann Kosmus Heer, erst gegen eine neue Verfassung eingestellt, hatte es übernommen, den Gemeinen Rat und die Landsgemeinde, die den liberalen Verfassungsentwurf 1836 zu behandeln hatten, als sogenannter Interims-Standespräsident zu leiten. Vgl. Jakob Winteler, Geschichte des Landes Glarus 2, 438 ff.

schen Habsburgern akzeptieren, und die kleindeutsche unter Preussens Führung ist ihm gleichermassen zuwider. Er wünscht dagegen ein «Bürgerreich», zu dem der «deutsche Bürgerstand endlich die Form» finden sollte. In seiner Sprache der fröhlichen Wissenschaft lautet es im Dezember 1865 so:

«Ich will, dass der alte Christoph, der Riese Germanus, sich mächtig erhebe und erhalte, und so auch mit Leibesgewalt an seiner erhabenen Bestimmung fortarbeite.»

Strässer hat den preussischen Staat «nie geliebt»: *«Das ganze preussische Wesen, (das Übermass von Soldatenwirtschaft, Steuerdruck, Bürgerverachtung und Junkerdünkel), diese sich aufblähende Hungerleiderei, der Sclavensinn gegen oben, der hochnasige Leutnantsübermut gegen unten, das ist allem germanischen Sinne und allem freien Bürgerwesen fremd und feindlich, und darum muss es aus der Welt.»* So schreibt Strässer am 4. Juni 1863.

Ende 1863 äussert sich Strässer zum Frankfurter Fürstentag, *«weil Sie das wahrscheinlich erwarten . . .: Ich bin gleichgültig geblieben, denn ich erwartete, was erfolgt ist: gar nichts als österreichisch liberale Heuchelei, preussisch dünkelhaft dummen Eigensinn und demnach grössern Zwiespalt als je vorher.»*

Und im Dezember 1865 heisst es:

«Nur wenn einmal unter den kleinen Fürsten ein Hermann, ein Stauffacher, ein Oranien aufstände, seine Standesgenossen und den hohen Adel für seinen Plan [eines einigen Deutschlands der Bürger] gewänne, und mit ihnen sich an die Spitze des Bürgerstandes stellte, würde dieser das Höchste und Ruhmvollste leisten, was bisher in der Menschengeschichte noch vorgekommen.»

Im Zusammenhang mit dem Deutschen Krieg kommt Strässer auf die Geschichte und die Geschichtsschreibung zu sprechen.

Deutscher Krieg, Pfingsten 1866: Preussen gegen Österreich und seine Bundesgenossen. Der Strässer grundsätzlich verhasste Krieg und dieser doppelt verhasste Bruderkrieg wurde selbst in Aschaffenburg spürbar. Schüsse fielen in der Nacht. Strässer erklärt, wie im Sonderbundskrieg habe auch hier die ungerechte Sache gesiegt. Er fährt fort:

«Sie, lieber Freund, haben in Ihrem lezten Brief weit trostreichere, ja hoffnungsreiche Aussichten – wenigstens für die Menschheit – aufgestellt. Ich kann sie nicht teilen, wenn es mir auch wohl tut, sie aus einem so wohlkundigen Geiste ausgesprochen zu hören. Ich bewundere aufrichtig Ihren Scharfblick und Ihre Vorausahnung des Schicksalsganges, womit Sie zu einer Zeit, als Preussens Stern schier zu erbleichen schien, doch dessen endlichen Sieg zu verkündigen wagten . . .»

Wie es scheint, hatte Heer im Hinblick auf die Auseinandersetzung zwischen Preussen und Österreich von geschichtlicher Notwendigkeit gesprochen. Strässer hält dagegen fest:

«Einen Schicksalsgang ‹notwendig› zu nennen, weil er ‹begreiflich› ist, das ist mir zu arg, ich wiederspreche solcher Auffassung der Geschichte. Alle Unglücksfälle der Völker sind Krankheiten, sind aus Torheiten und Leidenschaften, also aus geistigen Krankheiten entsprungen . . .» Und so kommt er auf die Aufgabe des Geschichtsschreibers zu sprechen: *«Ich schreibe dem Geschichtsforscher nicht das Amt zu, die ‹Fürsehung› zu rechtfertigen durch den Beweis, dass aus Alexanders, Cäsars und Napoleons Eroberungszügen doch am Ende und nach Jahrhunderten grosses Heil für die Menschencultur erwachsen sei: an diesem Heil waren diese Herren, überhaupt die Mithandelnden, alle völlig unschuldig, und der Geschichtsschreiber hat weiter nichts zu tun, als zu sagen: was sie getan, wie sie es, mit welchen Mitteln sie es getan, und – womöglich – in welcher Absicht sie es getan.»* Dass diese Herren nicht in der ersten Schlacht gefallen seien, das liege an keinerlei geschichtlicher Notwendigkeit. *«. . . und wenn der Geschichtsschreiber mehr als das Was bringen will, gebe er sein moralisches Urteil über Recht und Unrecht in den Vorwänden, den Mitteln und Absichten der Herren, damit die Welt endlich einmal aufhöre, Weltverwüster, Rechtsbrecher und Freiheitsvernichter mit gedankenlosem Angaffen ‹Grosse› zu nennen . . .»*

In einem Brief, Ende August 1871, überlegt Strässer, wie die Geschichtsschreibung der Zeitereignisse zum Kunstwerk werden könnte. Er sucht einen Mann wie Niebuhr, Schiller, Scott oder Curtius: *«Die Erzeugnisse strengster Forschung, mit ahnend vorschauendem Geiste geführt, müssten sich in den milden und zugleich festen Redefluss der besten historischen Romane kleiden, grossartige Begebenheiten und Erwägungen in metrischer Dramenform eingeflochten werden . . .»*

Ranke kommt in seinen Briefen nicht vor, Mommsens «Zeitungsstil» und «Neudeutsch» mag er nicht, und Gregorovius lehnt er vollständig ab. Über «Dr. Kortüm»[28], bei dem Heer in Heidelberg Schweizergeschichte gehört hatte (Eduard Vischer), ist Strässer ebenfalls nicht glücklich.

Nach der Schlacht bei Königgrätz vom 3. Juli 1866 und dem preussi-

[28] Johann Friedrich Christoph Kortüm (1788–1854). Kortüm war zunächst in Hofwyl, Aarau, Basel und Bern. Strässer kritisiert seinen «zweiten Versuch», wahrscheinlich entweder die Geschichte Griechenlands (1854) oder eher noch die Geschichte des Mittelalters (1836); vielleicht auch die Geschichte Europas im Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit (1860/61).

schen Sieg über die österreichisch-sächsische Armee, wo sich der Dualismus der deutschen Frage entschied, merkt Strässer am 3. August 1866 an:

«Sie kennen ja . . . aus der eigenen Erfahrung, welche Ihnen nun vor etwa 20 Jahren ein zerrissenes, sich selbst zerreissendes und dann nach dem Siege der ungerechten Sache – und eben wohl durch diesen Sieg – wieder leidlich hergestelltes Vaterland gezeigt hat . . .»

Der Sonderbundskrieg der Schweizer hilft ihm etwas, die deutsche Entwicklung gelassener zu sehen.

Heer widerspricht auf der ganzen Linie. Verschiedene Zitate in Strässers Briefen belegen das. Schon 1865 schrieb Heer, das «Zöllnereiwesen» in Stuttgart – diese Bezeichnung stammt natürlich von Strässer und bezeichnet, doppelt ironisch, den Zollverein – sei «gar nicht so übel gewesen». Heer ist 1867 «jetzt mehr als je» von Preussens «grosser Weltsendung» überzeugt. Am 14. März 1869 bringt Strässer Heers Ansicht auf folgenden Nenner: *«Deutschlands Völker sind einer grossen Zukunft wert und haben auch einen tüchtigen Ansatz gemacht, um dieselbe zu erringen.»* Das überzeugt nicht Strässers Kopf, aber beschwichtigt sein Herz. Heer hatte wortwörtlich geschrieben: «Ich sehe die Keime eines grossen zukünftigen Staatswesens vor mir.»

Ein einziges Mal ist Strässer über den Gang der Dinge glücklich. Der Krieg gegen Frankreich scheint ihn zu versöhnen. Napoleon III. mag Strässer im Gegensatz zu Heer natürlich nicht, wenngleich er bei diesem Herrscher den Mut bewundert, im Gegensatz zu den deutschen Fürsten «jedesmal Kopf und Kragen aufs Spiel zu setzen». Am 28. Oktober 1870 schreibt er nach Glarus:

«Ich jauchze hoch auf. Metz ist endlich gefallen, und nun muss der Friede, die Besiegelung des deutschen Sieges, bald nachfolgen. Was soll ich Ihnen weiter über die grossen Tage sagen, welche seit drei Monaten über Deutschland aufgegangen sind? Das Volk, das deutsche Volk, hat sich herrlich über alle Vorstellung erwiesen; auch die preussische Kriegsführung hat sich würdig gezeigt, einem solchen Volke die Sturm- und Siegesfahne voranzutragen, möge nun derselbe preussische Staat ein völlig deutscher werden und die Weissagung wahrmachen, welche mein Freund Landammann mir vor Jahren schrieb: ‹In Preussen ist die Grundlage geschaffen für ein Reich, wie so gottgefällig noch keines bestanden hat.›»

Allerdings holt ihn die Bitterkeit gleich wieder ein. Strässer ist davon überzeugt, nach dem Sieg gegen den hochmütigen «Erbfeind» werde das deutsche Volk in die alte Kleinstaaterei zurückfallen. Das Jauchzen Strässers hat also nicht angehalten und sich unmittelbar nach der Reichsgründung in sein Gegenteil verkehrt. Das lag nicht zuletzt daran, dass Strässer den Architekten dieses Reiches, Bismarck, nicht leiden konnte.

Ende August 1871 würdigte Heer nach Strässer die Entwicklung in Deutschland folgendermassen:

«Sie loben unsre Kammern und Minister von wegen der sehr löblichen Eigenschaft: die auf Erden grösste Masse von Intelligenz und Bildung und guter, anständiger Haltung der Debatten in sich zu vereinigen.»

Strässer antwortet auf diese Einschätzung:

«Ja, Freund, wenn die Masse von Kenntnissen und Gelehrtheit, welche eine Gesamtheit einschliesst, nun auch zu dem Schlusse berechtigte, dass aus dieser Gesamtheit weise Beschlüsse und heilsames Tun hervorgehen werde, dann ständen wir Deutsche als hellster politischer Leitstern vor den Augen der erstaunten Welt, und schon unsre Paulskirche im Jahr 1848/49 hätte die staatlichen Dinge in eine für Gott und Menschen wohlgefällige Ordnung gebracht. Aber diese wissensreiche ‹Schulmeisterversammlung›, wie sie von den schweizerischen Liberalen genannt wurde, wusste doch nicht oder hatte es vergessen, dass souveränen Fürsten gegenüber nicht Reden und Principe, sondern der Besitz der Kassen und der Soldaten die junge Freiheit sichern . . .

In gleicher Weise scheint die grosse Intelligenz, welche unstreitig in unsern Kammern, Ministerien und selbst Fürstenköpfen zusammengehäuft ist, vollkommen müssig zu liegen . . . wenn man's ansehen muss, wie unsere regierenden Mächte die jetzigen socialen Zustände, die Gesamtordnung der Dinge zu ‹conservieren› vermeinen. Dass sie überhaupt ratlos ängstlich umhertappen, nehme ich ihnen nicht übel, denn eine solche drohende Wolke wie das zum Denken aufwachende Proletariat von ganz Europa, ist am Horizonte der Menschheit wohl noch nie erschienen.»

Heer versuchte jedenfalls, Strässer im Frühsommer 1874 klarzumachen, «dass die schwere Arbeit eines grossen Volkes doch kein Sisyphuswerk sein» dürfe. Gleichzeitig scheint er etwelche Zweifel zu haben, denn Strässer bestätigt ihm:

«Sie heben mit Recht hervor, wie in nie abreissenden Reichs- und Landtagen hunderte, ja tausende der tüchtigsten Männer mit Hintansetzung aller Privatpflichten und Lebensbequemlichkeiten sich nutzlos an überflüssiger Gesetzgeberei abzuarbeiten genötigt werden.»

6.
«Sans crainte et sans espoir»?
Hilfe, Gedichtsstunde

Am 21. Oktober 1873 erreichte Heer eine «schlimme» Nachricht aus Aschaffenburg. Strässers Arbeitgeber war des betrügerischen Konkurses

angeklagt und später verhaftet worden. Das traf den 71jährigen Mann hart. Einmal hatte er Herrn Dessauer absolut vertraut, dann muss er mit seiner Entlassung rechnen, wo er bisher 800 Gulden im Jahr verdient hatte. Die freie Wohnung, von der Firma zur Verfügung gestellt, könnte ihm, wie er mutmasst, vielleicht als Pension (zu 300 Gulden) verrechnet werden. Schliesslich aber sieht Strässer sein eigenes Vermögen «mit Herrn Dessauer zum Teil verlorengehen». Er hatte früher offenbar 5000 Gulden in die Firma «eingelegt». Was ihm bleibt, sind gerade noch 300 bis 400 Gulden Zinsen. Aber bei aller Sparsamkeit brauchen Strässer und seine Frau – neben der freien Wohnung, die ja auch nicht sicher ist – 800 bis 900 Gulden im Jahr. Das Kapital müsste angezehrt werden – es würde 4 bis 5 Jahre reichen –, «wenn wir das Unglück haben, so lange zu leben».

Dabei ist seine Frau am rechten Fuss und an der rechten Hand gelähmt, er selbst vollkommen taub und zudem «gemütsschwach». Obendrein macht sich auch ein «gastrisch Fieber» bei ihm bemerkbar, und die Augen wollen ohnehin nicht mehr recht.

Strässer ist rat- und fassungslos. Er sieht plötzlich seine ganze Existenz in Frage gestellt. Er hatte ein Leben lang gespart, 200 bis 300 Gulden im Jahr, und nun sind die beiden «Furien» Armut und Sorge, die er gefesselt wähnte, freigekommen.

Schon früher hatten Mitglieder der «kleinen Gemeinde» von Ehemaligen Strässers «Reichtümer» zum Teil verwaltet. Als Hochzeitsgeschenk erbittet sich Strässer in seinem Brief von Pfingsten 1866 folgende Gunst von Heer: *«Sie versprachen mir einst, . . . einen Teil meiner Reichtümer in Verwaltung zu nehmen. Das Haus Aegidius Trümpy hat mir lange Jahre diese Freundschaft erwiesen . . . Herr Friedrich Jenny-Zwicky*[29] *in Ennenda hat seit vielen Jahren 5000 Franken Eisenbahnpapiere für mich verwahrt und wird so fortfahren, und nun bitte ich Sie, lieber Freund, Ihrerseits 3500 Gulden an sich zu nehmen.»*

Einen Grund für seinen Wunsch nennt Strässer nicht, aber sicher zeigt sich hier die alte Verbundenheit Strässers mit Glarus aufs schönste.

Strässer erinnert seinen ehemaligen Schüler daran, er habe vor kurzer Zeit «in einem Anfalle von krankem Unmut» aus Glarus geschrieben, jetzt tue er dasselbe, wobei ihm allerdings nicht zu helfen sei.

Heer liess nicht lange auf sich warten. Er telegraphierte «Wir lassen Sie nicht stecken!» – das erste Telegramm, das Strässer erhielt. Und darauf folgte unmittelbar ein Brief, in dem Heer Vorschläge unterbreitete und besonders nach alten Schülerinnen und Schülern fragte, die Strässer nahestanden. Strässer schrieb sogleich zurück, am 29. Oktober 1873.

[29] Fridolin Jenny, vgl. oben A. 1.

Strässer hatte absichtlich nicht um Hilfe gebeten. Er wusste, dass sie kommen werde. Nur die Art und Weise Heers ergriff den alten Lehrer tief. Er wollte mit seinem Vorschlag einerseits den Glarner Freunden möglichst wenig zur Last fallen, und anderseits bemühte er sich rührend, für seine kranke Frau zu sorgen, wofern sie ihn überleben würde. Schliesslich zählt Strässer seine «kleine Gemeinde» auf: Heer selbst, Heers Schwager, das Haus Aegidius Trümpy, das Haus Gabriel Trümpy[30], Friedrich Jenny in Ennenda, Frau Major Trümpy-Lütschg[31]. In einem weitern Dankesbrief vom 29. Dezember 1873 erwähnt Strässer noch den «braven Dürst», den er vergessen habe, und auch sonst habe er zu «behutsam sich auf zu wenige der Allerbesten» gestützt, wie ihm die Liste Heers mittlerweile zeigte. Einen habe er weggelassen, einen Luchsinger, der, wie er gehört habe, in Amerika lebe, einen, der das Zeug hatte, «ein sehr schlimmer oder sehr tüchtiger Mann zu werden». Die folgende Bemerkung lässt den Lehrer Strässer sehr nett aufscheinen. Er setzt dazu: *«In der Schule habe ich ihn scharf hernehmen müssen, aber dennoch hatten wir uns gegenseitig gern, weil jeder des andern tüchtigen Kern erkannte.»*

Im April 1874 hat Heer die «kleine Gemeinde» Strässers nochmals vergrössert. Die Rede ist von Marie Glarner, verehelichter Imboden, von der Strässer sagt, sie habe sich als Schülerin durch «poetische Gaben» hervorgetan wie keine andere. Auch an Jean Blumer, «mit den grossen klugen Augen», erinnerte er sich gerne und an den Sohn des verstorbenen Erlenwirtes Brunner.

Wie der Hilfeplan im einzelnen ausgesehen hat, ist nicht zu sagen. Wichtig war allerdings, dass die Hilfe schnell kam, ganz nach dem antiken Sprichwort, der helfe doppelt, der schnell helfe. Darnach hat Heer, darnach hat die kleine Gemeinde Strässers gehandelt. Gibt es ein schöneres Zeugnis für den alten Lehrer, ein schöneres für seine alten Schülerinnen und Schüler, allen voran Heer?

In einer kurzen Notiz vom 29. Dezember 1873 versprach Strässer seiner kleinen Gemeinde «altanhänglicher, wackerer Schüler und Schülerinnen» zum Dank für ihre spontane Hilfe, «noch einmal eine alte Religions- und Gedichtsstunde mit Euch durchzumachen». Am 10./16. Januar 1874 hatte er sich soweit gefangen, dass er sein Versprechen einlösen konnte.

Strässer geht davon aus, dass er tiefe Kraft jeweils entweder aus dem

[30] Wahrscheinlich Gabriel Trümpy (1824–1890), Fabrikant.

[31] Frau Major Trümpy-Lütschg, vielleicht Martha (1813–1890), die Witwe des Majors und Apothekers Jakob Christoph Trümpy.

ersten Buch Mosis – zumal den ersten zehn Kapiteln – und aus Goethes Iphigenia, diesen zwei «Heilquellen», geschöpft habe. Er will sich an Goethe halten:

«... die Iphigenia bietet gerade für Anlass und Absicht des gegenwärtigen Schreibens soviele beziehungsreiche Anklänge, dass ich den Wunsch ausspreche, Ihr möget es gleich jetzt zur Hand nehmen, es mit gesammelter Seele lesen, und es zu öfterer Wiederholung bereitstellen. Es wird sowohl diese würdig ausfüllen, in der Seele nachwirken, als auch wenn einmal umgekehrt heftige und leidvolle Stunden über Euch kommen sollten, seinen wunderbaren [Wert] auch an Euch bewähren.

Wie zu meinem heutigen Zwecke eigens vorbereitet, steht da in der ersten Unterredung zwischen Iphigenia und Arkas:

A — *Wenn du dich so unglücklich nennen willst,*
So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iph. — *Dank habt ihr stäts.*

A. — *Doch nicht den reinen Dank,*
Um dessentwillen man die Wohltat tut;
Den frohen Blick, der ein zufriedenes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirte zeigt. (1,2)

Nun, Ihr lieben Freunde und Freundinnen, ein solches Gesicht habe auch ich, selbst nach empfangener Zusicherung und Ausführung Eures Liebeswerkes, Euch nicht zu zeigen vermocht, obschon ich den Mangel genügend wahrnahm, und dies auch ehrlich ausgesprochen habe.

...

Ich führe Euch zunächst noch einmal in des Dichters Meisterwerk hinein:

Iphigenia: *Denken die Himmlischen*
Einem der Erdgeborenen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und vom Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Uebergang:
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,
Dass in Stunden der Not
Auch die Hilfe bereit sei,
Einen ruhigen Freund.
O segnet, Götter, unsern Pylades!
Und was er immer unternehmen mag.
Er ist der Arm des Jünglings in der Schlacht,

Des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung:
Denn seine Seele ist stille, sie bewahrt
Der Ruhe heiliges unerschöpftes Gut,
Und dem(!) Umhergetriebenen reicht er
Aus ihren Tiefen Rat und Hülfe. (4,1)

Ich meine, diese Stelle zeige deutlich, wie wahr es ist, was ich öfter Euch einleuchtend zu machen bemüht war: dass der ächte Dichter oder Seher im einzelnen Falle immer das erschaut, was in jedem Falle wahr ist, also ewig wahr bleibt und von ihm wohl poetisch verklärt, aber nicht erdichteten Einzelfall in die Urzeit längst untergegangner Völker verlegend, das ist mir eben durch Euch geschehen, fast buchstäblich, ich brauche es Euch nicht weiter zu deuten. – Es darf dergleichen überhaupt nicht viel gedeutet und verständig zergliedert werden; das Zarteste verträgt am wenigsten die Betastung, und das Ideale wird eben nicht aus Beschreibungen begriffen, sondern es muss getan werden, und dann steht es anschaulich da, eben so unnahbar und dennoch ebenso verständlich wie die menschliche Seele sich durch des Leibes Auge, Bewegung und Handlung offenbart.

So möchte es auch schwer zu beschreiben sein, was alles in dem Seelenbilde der Iphigenia sich vereinigt, um dieses Gestalt so zugleich menschenlieblich und götterherrlich erscheinen zu lassen, aber dass vor solcher Erscheinung alle Dämonen weichen, alle Wirrnis sich klären muss, diese tatsächliche Wirkung nehmen wir als selbstverständlich hin, es geschieht ein Wunder, wir sehen's vor Augen, können aber nicht anders denken als dass es naturgemäss so erfolgen musste. Der Hauptbestandteil jedoch der unsichtbaren Kraft, welche sichtbarlich die Heilung des ‹Umhergetriebnen› vollzieht, ist die reine, von jeder selbstischen Beimischung freie Liebe. Nicht nur wer sie üben zu können das Glück hat, sondern auch wer ihr Gegenstand ist und ihre Wärme in sein Inneres eindringen lässt, beide werden durch sie seelisch frei, gehoben, aus Wirrnis und Umnachtung gelöst. Diese Erkenntnis ist mir jetzt heller als vorher aufgegangen. An der ausübenden Liebe Kraft habe ich immer geglaubt, auch mich selber für fähig gehalten, ihre Werke zu leisten und deren rückwirkenden Segen zu empfinden; aber dass auch der diese Werke empfangende geheilt, gehoben und frei werde, das hatte ich wohl von aussen her, zum Beispiel als Lehre des Christentums, vernommen, aber nicht in mir empfunden; denn es ist dies überhaupt ein Anerkenntnis, welches dem männlichen Sinne (Goethe's mehr weiblicher Sinn scheint es anders zu verstehen, Orest und Faust werden erlöst, und zwar beide durch die Kraft weiblicher Liebe, ohne ihr Zutun. ‹Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan . . .›, so schliesst der Faust. Bei Schiller müssen die Helden

sich selbst, durch die Tat, erlösen, oder sie gehen zu Grunde, gezogen wird keiner) ziemlich fern steht, namentlich mir schwer eingehen musste, der ich von jeher mich auf Selbsthülfe, auf Selbsterlösung durch Berufsarbeit und geistige Tätigkeit, angewiesen fand. Dass, um den Geist wahrhaft zu entwölken und ein heiter freies Menschentum herzustellen, eine dritte, rein ideale Macht mit eingreifen muss, habe ich jetzt durch Erfahrung hinzugelernt.»

Strässer weist noch auf seine «Freundin und Lehrmeisterin Fanny Lewald» (1811-1889) und einen ihrer vielgelesenen Romane mit liberaler und frauenrechtlerischer Tendenz hin, was nicht ganz zu ihm passen will, aus dem er solches schon habe lernen können. Heer kannte Fanny Lewalds Romane, hatte das Poetische einmal getadelt und betrüblicherweise hinzugesetzt, dies sei dem «verbissenen, grimmigen Judengemüt» der Verfasserin zuzuschreiben (18. 7. 1867). Strässer kann Heer auf der literarischen Ebene nicht folgen, findet aber, der «jehovisch vernichtungssüchtige Judengeist» sei mitunter in ihren Romanen wirklich vorhanden. Strässer fährt fort:

«Sonst ist eine Bereicherung der Erkenntnis zwar immer nützlich, an sich aber nicht gerade etwas Grosses, und sie erhöht gewöhnlich nur des Menschen irdische Brauchbarkeit; doch anders verhält es sich mit jeder neuen tiefern Kunde vom menschlichen Seelenwesen, diese schliessen immer auch einen höheren, einen idealen Wert ein, nämlich einen Gewinn an sittlichem Werte. Dass man zum Lernen nicht zu alt wird, hat das alte Sprüchwort längst gelehrt, dass man aber auch im höchsten Alter noch ein besserer Mensch werden könne, das lautet uns allen wohl ziemlich seltsam, und ich wüsste Euch davon aus dem Leben keine beweisendere Beispiele vorzuführen, sondern ziehe deren wiederum eins aus einem Roman herbei. Wer noch [Gustav] Freytag's [1816-1895] ‹Soll und Haben› [3 Bände, 1854] nicht kennt, dem sei dies Werk angelegentlich empfohlen.»

Soweit Strässers Rückkehr in die Schulstube, soweit seine Gedichtsstunde. Übrigens hatte er in Briefen mit Heer über den erwähnten Roman Freytags ebenfalls gesprochen.

Zum Schluss schreibt Strässer: *«. . . unter denen, welche . . . 22 Jahre lang mich nicht gesehen, grossenteils aus ihrem Bereiche mich verloren hatten, ist gleich auf die erste Kunde meines Missgeschickes hin eine brave Schar frei zusammengetreten, um es möglichst zu wenden, um dem alten Schulmeister zu beweisen, wie Lieb und Treue still in Menschenherzen wurzeln, und wie die früh gepflanzten auch spät noch die gleichen Früchte tragen».*

Am 10. Mai 1874 erinnert sich Strässer eines Briefes Heers «aus der letzten Zürcher Gymnasialzeit oder dem ersten Studentenjahre». Das

Wort habe «etwa so» gelautet: «*Ich bedaure, dass Sie sich nicht bei uns eingewöhnen können, ich habe mich immer darauf gefreut, Ihnen künftig einmal in meinem Eigentum einen Ruhesitz für Ihre alten Tage anbieten zu können*». Jetzt hat der alte Lehrer den Eindruck, diese Verheissung sei im übertragnen Sinne in Erfüllung gegangen.

Den Empfang einer ersten Geldsendung – ein Wechsel aus Frankfurt – sogleich zu bestätigen unterliess Strässer, was Heer in Unruhe versetzte, so dass er sich telegraphisch nach dem Eingang erkundigte. Dermassen besorgt war Heer um das Wohlergehen seines alten und seit Wochen kranken Freundes.

Wie dachte Strässer nun über die französischen Verse, die er Heer mitsamt einer eigenen Übersetzung einst geschrieben hatte, gedacht wohl als gemeinsame Richtschnur:

«Sois juste, bien faisant, contraire à tout extrème
Indulgent pour ton frère, indulgent pour toi-même
D'où tu viens? où tu vas? renonce à le savoir
Et marche vers ta fin sans crainte et sans espoir.

Sei milde, sei gerecht, dem Übermass zuwider
Nachsichtig gegen dich und gegen deine Brüder
Woher du kommst, wohin du gehst, lass ab zu fragen,
Und geh' dem Ende zu ohn' Hoffen, ohne Zagen.»

War die Glarner Hilfe für Strässer nicht Grund genug zur Hoffnung? Zuweilen gibt es luzide Momente, wo Strässer nicht einfach alles verneint, wie es sonst häufig seine Art ist:

«Ich weiss, dass durch alle Nebel und Schwächen der Menschennatur doch deren Herrlichkeit auch bei mir durchgeblitzt ist, dass Liebe und Treue, Ehre und Freiheit, Frohgefühl der Schönheit und der Gottesnähe, mich in bessern Stunden begeistert, auch mein alltägliches Handeln und Verkehren vielfach durchwärmt, gehoben, veredelt haben . . .» (20. 4. 1865)

7.
«Regieren von der Hand in den Mund»
Heers Konzepte

Die erhaltenen Briefkonzepte von Heer an Strässer, besonders die beiden grossen Briefe, lassen erahnen, wie schmerzlich der Verlust dieses Teils des Briefwechsels zu veranschlagen ist. Nicht nur, dass Heer den Blick in sein Inneres gegenüber seinem verehrten Lehrer in ganz eigener

Weise öffnet, er schreibt recht unbefangen von seinen politischen Vorstellungen, von politischen Vorgängen im Glarnerland und auf eidgenössischer Ebene. Gerade über Glarnerisches wird in diesen Briefen weit mehr gestanden haben als in denen, die Heer mit seiner Schwester oder mit seinem Schwager, Dr. Johann Jakob Blumer, ausgetauscht hat. Und überdies würden die Heerschen Briefe an Strässer die Entwicklung vom Gymnasiasten bis zum Bundespräsidenten markieren ... Aber eben, statt des tiefen Einblicks bleibt nur der flüchtige Augenblick.

Der zweite der vorliegenden Briefe von Heer an Strässer datiert vom 12. November 1851. In kurzen Zeilen dankt Heer dem «hochverehrten Freund» für ein Gedicht, das der Lehrer als «Klausgabe» an Heers Tochter, die am 5. August 1851 zur Welt gekommen war, gerichtet hat. Es soll in die «Sparbüchse» der Kleinen gelegt werden, als «reichste Gabe». Eindringlich die Grussformel: «*Gott segne Sie für all' die Liebe und Treue, die Sie an mir seit meinen Knabenjahren geübt haben; leider kann ich sie Ihnen nicht vergelten – aber in meinem Herzen wird, so lange es schlägt, die tiefste Hochachtung und Verehrung fortleben für den grossen, reinen, gotterfüllten Mann, der meine Jugend geleitet und den Sinn fürs Schöne und Göttliche in mir geweckt hat.*»

Das dritte Konzept von Heer schrieb der «Freund Landammann» und der «treu ergebene Jünger» – so unterzeichnet Heer selbst – in Würzburg am 27. August 1857 an Strässer mit ärgerlich, abscheulich dicker Tinte, die seine filigrane Handschrift arg störte, für seinen Brief nach Aschaffenburg. Es handelt sich um ein kurzes «Billet», das unmittelbar an Heers ersten Besuch bei seinem «Meister» – denn den Titel «Lehrer» mochte Strässer nicht – anschliesst. Der Besuch wirkte auf Heer «erfrischend, wie ein Bad in der Sommerhitze». Heer hörte zu, und der «alte Zauber» bewährte sich aufs neue. «Sie gehören zu den Meistern, die selbständig denken und zu deren Füssen sich eben deshalb die Jünger setzen.»

Der Besuch im «paradiesischen Patmos» Strässers dauerte nur einige Stunden – in Würzburg hatte Heer ebenso einen Besuch vor –, so dass die Reise nach Deutschland nicht nur dem verehrten Lehrer galt, vielleicht nicht einmal der Anlass dazu war. Doch sie unterstreicht die gegenseitige Verbundenheit.

Vom nächsten Brief Heers, datiert aus Glarus, den 18. November 1875, ist nur ein Teil auf uns gekommen. Heer schreibt über den frühen Tod seines Schwagers, Dr. Johann Jakob Blumers (1819–1875), der am 12. November gestorben war, vollkommen unter dem Eindruck dieses Verlustes für das Land stehend. Heer weiss nicht, wer das Präsidium des Bundesgerichts jetzt übernehmen solle – Blumer sei in jeder Hinsicht das

«geistige Haupt» gewesen, die Zurückbleibenden seien nun eine «hüterlose Schar». Zum Schluss meint Heer, mit dem Tod sei «ein schönes und grosses Loos» auf Blumer gefallen: *«inmitten einer glänzenden Lebensstellung, aus den angenehmsten Verhältnissen heraus, hat ihn die Hand des Todes, dem wir ja alle früher oder später verfallen, sanft und freundlich berührt, und ehe er noch das Gefühl hatte, dass dieses Leben hinter ihm zusammenstürze, war er schmerz- und bewusstlos von der Höhe eines reichen, noch in seiner Vollkraft stehenden Lebens hinuntergetaucht in die dunkle, kühle Flut des Vergessens und des ewigen Schlummers. An seinem Grabe aber weint das gesamte Vaterland um den Besten seiner Söhne: wahrlich, wen die Götter lieben, dem bereiten sie ein solches Ende.»*

In seinem gesamten Gehaben hat dieses Schlusswort doch wieder etwas von stoischem, antikem Zuschnitt. Wünscht sich Heer selbst nicht ein solches Ende?

Die letzten beiden Zeugnisse Heers an Strässer sollen in grösseren Ausschnitten hierhergesetzt werden.

«Glarus, den 28. Dezember 1875

Mein hochverehrter alter Freund!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre guten, lieben Zeilen vom 21., aus deren jeder das Gefühl ächter Freundschaft hervorschimmert! Ach, ich habe in diesen Wochen so viel Gutes erlebt, so herzliche und den Stempel der Aufrichtigkeit unverkennbar an sich tragende Kundgebungen der Achtung, des Vertrauens und der Liebe erhalten, dass ich fast erschrokken mir die Frage vorlege: wie und womit hast Du das verdient?, und ich muss gestehen, mein innerstes Herz sagt mir: Du hast es eigentlich nicht verdient, und ich stehe beschämt allen den guten und trefflichen Menschen gegenüber, die es so herzlich wohl meinen, aber doch des Guten unendlich viel zu viel tun. Ihnen freilich will ich nun die Freude mit derartigen Bedenken am wenigsten schmälern und trüben, Sie haben mich von jeher als Ihren Sohn ‹nach dem Geiste› angesehen und als richtiger Vater denn auch wohl gelegentlich etwas verhätschelt; was Wunder, dass jetzt Ihr Herz aufjubelt bei der ‹Standeserhöhung› des Söhnleins und seinen Aussichten auf die längst verheissene ‹Excellenz›. Das Einzige, womit ich doch Sie nicht verschonen kann, das ist die Bemerkung, dass es leider eben doch mit der ‹Excellenz› etwas faul steht, da dieser Titel leise in desuetudinem geraten und nicht einmal gerne mehr gehört wird. [. . .]

Was die Entstehungsgeschichte meiner Wahl und insbesondere meine Wahl-Annahme anbelangt, so brauche ich eigentlich gerade Ihnen gegenüber darüber nicht viele Worte zu machen; Sie kennen mich hin-

länglich und wissen aus meinen Briefen, wie ich meine hiesige kantonale Stellung auffasste. Dieselbe war mir im Grunde seit langer Zeit gründlich verleidet, und wenn ich trotzdem immer wieder darin verblieb und die Gelegenheiten, wo ich mich hätte zurückziehen können, ungenützt vorüber gehen liess: ei, so trug daran nicht blos ein gewisses Beharrungsvermögen die Schuld, das im entscheidenden Augenblick sich immer doch auch ein wenig geltend machte, sondern es war insbesondere die Angst vor der drohenden Leere eines amt- und beschäftigungslosen Daseins, die wie ein Medusen-Haupt vor mich trat und mich von dem Entschlusse zurückschreckte. Nun bot sich mir, bei der Erneuerung des Bundesrates, die Gelegenheit, in freundlicher Weise aus meiner herwärtigen Stellung herauszutreten und doch auch jene Gefahr eines müssigen und leeren Lebensrestes zu vermeiden. Es kam dazu, dass von meinen politischen Freunden ausserordentlich in mich gedrungen und mir die Annahme einer Wahl als vaterländische Pflicht dargestellt wurde. Etwas mag ja auch wohl daran gewesen sein, und man weiss, wie gern sich unsere liebe Eitelkeit überreden lässt, wenn man ihr das, wonach sie ohnehin mit einem gewissen Liebäugeln ausblickt, nun gar noch als eine Pflicht auszumalen weiss! Item – ich hab's gewagt und muss es jetzt tragen, nachdem die nachträgliche ruhige Überlegung mir gesagt hat, dass es eigentlich eben doch ein grosses Wagnis – vielleicht ein recht dummer Streich gewesen ist. Ich will davon nicht reden, wie schwer es mir wird, meine Kinder[32] zu verlassen; wie schwer der ganze Wechsel der äussern Lebensgestaltung insbesondere meiner lieben Frau fällt: das sind Intima und Domestica, mit denen ich Sie nicht hinhalten will. Aber meine künftige Stellung im Bundesrat selbst kommt mir immer mehr und mehr als eine klippen- und dornenreiche vor, und schon das wird mir, dem doch ein wenig an die Herrschaft gewöhnten, schwer fallen, lediglich ein Gleicher unter Gleichen und (in jedem Betracht) nicht einmal der primus inter pares zu sein. Dann weiss ich auch nicht, wie mir, dem demokratischen Landammann, die wesentlich bureaucratische Art der Tätigkeit überhaupt gefallen und ob ich auch die Fähigkeit haben werde, mich in einer grossen, weitschichtigen Administration mit rechtem Erfolg einzuarbeiten. Und dann die grossen politischen Schwierigkeiten für einen doch – wie die Frankfurter Zeitung mit Recht sagt – etwas conservativ angehauchten Mann inmitten eines, der Mehrheit nach entschieden radicalen Collegiums und gegenüber einer noch viel mehr zum Radicalismus

[32] Heer hatte eine Tochter, Emilie, geboren 1851 und seit 1871 mit Charles Emanuel Philippe Mercier von Lausanne verheiratet. Vielleicht erklärt sich der Plural mit dem Tochtermann oder dem ersten Enkel. An die «Landeskinder» ist nicht zu denken, wo unten von Intima die Rede ist.

hinneigenden Bundesversammlung! Es müssen aus dieser Sachlage zahlreiche Schwierigkeiten hervorwachsen, und ich kann mich des Gefühls nicht erwehren: dass meine schönen Tage vorbei seien und dass jetzt diejenigen kommen, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht. – Was mich einigermassen aufrichtet, ist der Umstand, dass ich mich der vollsten Gesundheit erfreue, dass mich der Gedanke an eine neue Tätigkeit doch auch erfrischt und dass ich die Arbeit nicht scheue, sondern liebe. – So wollen wir es denn wagen und unser Schifflein hinaus steuern in das neue Fahrwasser – selbst auf die Gefahr hin, dass es an verborgenen Riffen sich wund reiben wird. – Wunderbar ist es, wie schwer mir doch das Mich-Ablösen aus hiesigen Verhältnissen wird: ich bin eben in der grossen Liquidation begriffen und jeden Tag geht irgend ein Acten-Paket ab, das ein Stück meines bisherigen öffentlichen Daseins vorstellt, und nie, selbst wenn es nur geringfügigere Sachen betrifft, bleibt mir ein Gefühl bitteren Schmerzes erspart. Nächsten Donnerstag übergebe ich dann das eigentliche Landammann-Amt, und ich denke mit einem stillen Grauen an diesen Augenblick, wo ich das starke Tau kappe, das mich jetzt an die sichere Hafenmauer des bekannten, trotz alledem und alledem teuren Heimatlandes befestigt hielt. Vorbei!

Sie fragen mich über mehrere Punkte, und ich will doch nicht unterlassen, Ihnen darauf, soweit ich es nämlich kann, bestimmte Antwort zu geben. Die erste Frage ist eine sehr einfache: Sie adressieren vor dem 15. Januar einfach wie bisher und nach Glarus; von dort ab: an Bundesrat Heer in Bern: rien de plus, rien de moins. – [. . .]

‹Wer folgt Ihnen in Glarus?, wer im Nationalrate?, wer Herrn Blumer im Ständerate?› Das Letzte . . . bietet keine Schwierigkeit, denn die Ersatzwahl ist bereits im letzten May erfolgt und sie fiel auf einen Herrn Jenny[33] von Schwanden, den Neffen und fast Adoptivsohn des alten Ratsherrn Peter Jenny[34], dessen Sie sich wohl als eines ungewöhnlich stattlichen und schönen alten Herrn noch erinnern mögen. Herr Jenny hat 10 Jahre lang auf den Philippinen (in Manila) eine Filiale des Hauses P. Jenny-Blumer geleitet und ist dann, mit Glücksgütern reichlich gesegnet, zu Anfang der 60er Jahre (er ist in meinem Alter) in die alte Heimat zurückgekehrt, um sich einen eigenen Heerd zu gründen und dem öffentlichen Wesen zu dienen. Er war schon früher längere Zeit im Nationalrat und ist dermalen auch Mitglied der Standeskommission: ein verständiger, sehr achtbarer Mann, mehr durch das Leben als durch die Schule gebildet, aber überall sehr brauchbar, dabei von grossem Einfluss

[33] Peter Jenny-Blumer jünger (1824–1879).
[34] Peter Jenny älter (1800–1874).

in Schwanden und im gesamten Hinterland. Er also ist Blumers Nachfolger im Ständerat. Wer aber wird der nächste Landammann von Glarus sein? Von dem jetzigen Landesstatthalter, Herrn Weber[35] von Netstal (dem Bruder der Frau Trümpy[36] im Herrenweg) ist vorab keine Rede, da er sein siebenzigstes Jahr hinter sich hat und den Mühen einer Landsgemeindeführung in keinem Falle mehr gewachsen wäre. Ihm zunächst steht in der Standescommission ein Herr Zweifel[37], den Sie wohl kaum je gekannt haben, während Sie vielleicht seiner Schwester sich noch entsinnen, die einst Ihre Schülerin war und sich durch wunderschöne blonde Haare auszeichnete: ich glaube, Sie nannten sie einmal einen kleinen Schwedenkopf. Herr Zweifel war ursprünglich seines Zeichens ein ehrsamer Müller und Bäcker; später – schon zu Anfang der 50er Jahre – schloss er sich, da er ein hübsches Vermögen hatte, einer Societät an, die in Württemberg (unweit Reutlingen) ein Baumwollspinnerei-Geschäft gründete. Dieses Geschäft hat ihn im Lauf von 20 Jahren zum reichen Manne gemacht; er ist nun etwa vor 10 Jahren ins Land Glarus zurückgekehrt, hat sich hier ein wunderschönes Haus gebaut und ist ebenfalls ‹unter die Staatsmänner› gegangen, ohne deshalb seine Beteiligung an der schwäbischen Spinnerei aufzugeben. Er ist ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, der die Lücken seiner Bildung (das Pfarrhaus des alten Pfarrers Schuler[38] in Bilten war ihm Gymnasium und Universität) durch Privatfleiss glücklich ausgefüllt hat und in jedem Betrachte den ‹studiertesten› Leuten an die Seite treten darf. Er ist auch ein vortrefflicher Redner und vereinigt daher, wie mir scheint, da er zudem noch nicht voll 50 Jahre zählt, so ziemlich alle Eigenschaften in sich, um ein durchaus ebenbürtiger Nachfolger meiner Wenigkeit im Kanton wie in der Bundesstadt zu werden. Was man ihm vorwirft, ist, dass er etwas eitel und selbstgefällig sei und die ehrgeizigen Aspirationen seines Herzens zuweilen etwas zu deutlich auf die Zunge treten lasse. Nun, das sind aber, so vielen guten Eigenschaften gegenüber, lässliche Sünden, (peccadillos), über die man hoffentlich hinwegsehen wird. Ob Ihr alter Freund, Dr. Tschudy[39], vielleicht auch noch ein stilles Gelüsten nach dem Landammanns-Titel hat, wage ich nicht zu beurteilen. Andere Concurrenten irgend ernstlicher Art bestehen nicht. – Beim Nationalrat dagegen

[35] Josef Weber-Trümpy (1805–1890), Unternehmer.

[36] Barbara Trümpy-Weber (1807–1882), verheiratet mit Fabrikant Egidius Trümpy im Herrenweg (1803–1875). Ihr Sohn Egidius (1827–1883), Strässers Schüler, hat den Lehrer in Aschaffenburg ebenfalls besucht.

[37] Esajas Zweifel (1827–1904).

[38] Johann Rudolf Schuler (1795–1868), Pfarrer von Bilten 1821–1862.

[39] Dr. med. Niklaus Tschudi (1814–1892).

wird ein ganz junger Mann, Stabshauptmann Eduard Blumer[40] aus dem Thon bei Schwanden, ein hochbegabter Sohn des Ihnen vielleicht noch in Erinnerung stehenden Sonderlings, des Schulvogt Blumer[41], wahrscheinlich auf den Plan treten, um Herrn Zweifel die Wahl streitig zu machen: ob mit Erfolg, möchte ich sehr bezweifeln. Andere Bewerber oder Candidaten werden wohl auch noch genannt werden, aber ich lege ihnen eine ernsthafte Bedeutung nicht bei, und mein Prognostikon (zugleich mein Wunsch) fasst sich zusammen in dem Worte: Lang lebe Esajas Zweifel, unser Landammann und Nationalrat!

Und nun zum Schlusse noch eine kleine Geschäftssache: ich habe die auf Ihre Rente bezüglichen Papiere Herrn Jenny-Zwicky, als dem Ihnen wohl am nächsten stehenden, übergeben, und er hat sich bereit erklärt, alljährlich den Einzug besorgen zu lassen und Ihnen, was Sie wünschen, zu übersenden. Haben Sie also die Güte, inskünftig hierauf Bezügliches an Herrn Jenny gehen zu lassen. [. . .]

Von ganzem Herzen der Ihrige: Dr. J. Heer»

Der Wunsch nach Esajas Zweifel als seinem Nachfolger ging in Erfüllung. Hübsch ist, dass in diesem Moment schon Eduard Blumer auf die Bühne tritt, er, der dann der nächste bedeutende Landammann des Jahrhunderts werden sollte. Über seine Fähigkeiten täuschte sich Heer in keiner Weise. Hervorzuheben ist schliesslich noch, dass beim gebildeten Heer jeglicher Bildungsdünkel fehlt. Die Bildung, die das Leben erwirken kann, gilt Heer soviel wie die «studierte». Ob Strässer diese Ansicht und Haltung geteilt hat, ist nicht ersichtlich.

Im letzten Brief als Landammann an Strässer lässt Heer nochmals deutlich werden, was in den Strässerbriefen immer wieder fassbar wird: die Last des Landammannamtes. Heer hat in seinen Glarner Ämtern gelitten, wie er dann auf andere Art vielleicht – da sieht er ganz genau – in Bern nicht weniger leiden sollte. Weshalb ist denn Heer nicht früher zurückgetreten, weshalb «wagt» er den Schritt in den Bundesrat – nach langem Bedenken? Zuletzt eben wohl doch aus reinem Pflichtgefühl – «vaterländischem Sinn» – heraus.

«Bern, den 29. Oktober 1876

Mein verehrter alter Freund!

Ich weiss nicht zu sagen, wie manchen Sonntag ich mir schon vorgenommen hatte, endlich einmal aus meinem Stillschweigen herauszutre-

[40] Eduard Blumer (1848–1925).

[41] Peter Blumer-Zweifel (1809–1882).

ten und Ihnen ein Lebenszeichen von mir zu geben: allemal blieb es beim guten Vorsatz und es wurde nichts daraus. Was daran Schuld ist, ich weiss es selber nicht; aber ich meine fast, es ist ein Gefühl innerer Dürre und Leere, was im Grunde dahinter steckt. Durch meine neue Stellung bin ich in eine Bahn geraten, die ich ja wohl ihren äussern Umrissen nach längst kannte, die ich aber doch erst, seitdem ich darin bin, so recht auch ihrer inneren Natur nach kennen gelernt habe, und ich muss gestehen: zufrieden bin ich nicht damit. Manches freilich, womit ich mich zu beschäftigen habe, spricht mich lebhaft an; aber die ganze Art meiner Tätigkeit – dieses büreaukratische Wesen – ist eigentlich meiner innersten Naturanlage zuwider; wenn ich morgens 8 Uhr auf mein Bureau gehe, um – mit Ausnahme von zwei Stunden über Mittag – dort bis abends 6 oder 7 Uhr zu ‹arbeiten›, das heisst eine Unzahl von Geschäfts-Nummern zu erledigen, so komme ich mir im Grunde vor wie ein Taglöhner, und wenn ich des Abends müde, oft herzlich verstimmt, zurückkehre, so habe ich meistens das Gefühl: es sei eigentlich ein elend und erbärmlich Dasein[42]. Gerade in dem Verwaltungszweige, dem ich vorstehe und in dessen Verständnis auch nur oberflächlich sich hineinzuarbeiten mir ernsthafte Mühe macht[43], ist eine unglaubliche Fülle von Détail zu bewältigen, womit man den grössten Teil des Tages zu schaffen hat; eine eigentliche geistige Arbeit ist nicht dabei, das meiste versteht sich von selbst, oder dann ist es technischer Natur, wo ich mich bei andern erst Rates erholen muss, und so bringt die Erledigung dieser Geschäfte fast nie ein freudiges Gefühl hervor, wie ich es doch in meiner frühern Tätigkeit recht oft gehabt habe.

Dazu kommt dann freilich, dass die ganze Lage unsres Landes und des Bundesrates insbesondere eine nichts weniger als behagliche ist. Der Gang der Weltbegebenheiten, die überall die Staaten zu unvernünftigen Anstrengungen in militärischer Beziehung genötigt, hat auch uns in die gleiche Strömung hineingezogen: wir haben uns durch die revidierte Bundesverfassung und die darauf gegründete neue Militär-Organisation eine Kriegsrüstung auf den Hals geladen, die unsere ganze Staats-Finanz aus den Fugen zu treiben droht; unser Budget für 1877 bringt uns, ohne dass etwas Besonderes in Frage läge, einen Ausgabenüberschuss von

[42] Heer zitiert hier – nicht vorbereitet, nicht ein- oder angeführt – aus Schillers Tell (4,3), der Tyrannenmordszene. Das Wort charakterisiert das Wildheuer-Leben des gefangen gehaltenen Manns Armgards. Schiller fliesst Heer einfach in die Feder. Der Wildheuer entspricht ein Stück weit Heer durchaus, der sich als Bergler sah. Wildheuer- und Taglöhnervergleich, weiter unten im Brief, entsprechen sich.

[43] Postdepartement, 1877 war es dann das Äussere, 1878 das Handels- und Eisenbahndepartement.

über drei Millionen, und wie soll man auf diese Weise fortwirtschaften können? Der Bund, der seit 1848 und bis in die neueste Zeit hinein, die schöne und dankbare Aufgabe hatte, mit seinen reichen Mitteln überall da in den Riss zu treten, wo die Kräfte der engern Kreise – insbesondere der Kantone – nicht ausreichten; der gerade hiedurch populär und angesehen geworden war, sieht sich jetzt genötigt, überall zu sparen: er kann nicht mehr, wie früher, das Füllhorn seiner Gaben ausschütten, im Gegenteil, er sieht sich an der Schwelle der Notwendigkeit, die ohnehin von Steuern schon gedrückten Kantone noch mit der Forderung von Matricularbeiträgen (Geldcontingenten) heimzusuchen oder dann durch erhöhte indirekte Steuern (insbesondere Zölle) den Bürger zu belasten. Diese Lage, verbunden mit einer allgemeinen Flauheit und Gedrücktheit des Handels und der Gewerbe, hat im ganzen Lande eine trübe, unfreundliche, widerwillige Stimmung hervorgerufen, die sich selbstverständlich in erster Linie gegen die Bundesbehörden – den Bundesrat voran – richtet und ihnen ihre Aufgabe gar nicht leicht macht. Fasse ich unser eigenes Collegium – den Bundesrat – ins Auge, so glaube ich wohl sagen zu dürfen: es sind, einzeln genommen, lauter ehrenwerte, wohlmeinende, einsichtige Männer, die das Beste anstreben und, jeder an seinem Orte, fleissig ihre Pflicht erfüllen; aber es mangelt durchaus an einem innern Zusammenhange unter ihnen, an leitenden Gedanken, an einer in den grossen Fragen mit sicherem Bewusstsein bestimmten Zielen zustrebenden Politik. Wir leben und regieren von der Hand in den Mund, ‹von Fall zu Fall›: es sind 3 Mitglieder, die mehr conservative Neigungen haben, aber unter sich doch wieder vielfache Nuancierungen aufweisen; vier von wesentlich radicalen Tendenzen. Ich weiss nicht, ob diese Mischung eine recht glückliche ist; ich meine fast, sie wirkt eher lähmend als erfrischend, und es wäre vielleicht besser, wenn das Collegium in sich geschlossener und einheitlicher wäre. Im Parlament ist die Mischung das Richtige; in der Regierung sollte Homogenität, das Vorherrschen eines leitenden Grundgedankens die Regel sein. Mir scheint, das englische System ist hierin das durchaus zutreffende: ein leitender Mann, den die Krone sich auswählt und der sich dann selbst seine Mitarbeiter zugesellt.

Die Einrichtung, wie wir sie haben, versetzt die Minderheit in eine peinliche Lage, wenn die Mehrheit sich geschlossen ihr gegenüberstellt und von ihrer Macht schonungslos Gebrauch macht; tut sie das nicht, lässt sie sich zu Concessionen herbei, wünscht sie, schon um des collegialischen Wohlvernehmens willen, der Minderheit so weit irgend möglich entgegenzukommen (und dies ist zum Beispiel bei uns in sehr anerkennenswerter Weise der Fall), so kommt leicht das ganze Collegium in

eine Art schwankenden Ganges hinein, und das kann seiner Autorität recht gefährlich werden. Jedenfalls sollte wenigstens ein leitender Kopf da sein, der das Steuerruder hielte und verhinderte, dass das Schiff je ganz aus dem richtigen Curse kommt. Unter uns könnte das nur Welti, der jetzige Bundespräsident, sein, und solange er in seiner jetzigen Stellung ist, tut er in dieser Hinsicht so ziemlich seine Schuldigkeit; er dürfte freilich noch etwas fester sein, als seine – fast übergrosse – Bescheidenheit es ihm zulässt. Aber da haben wir wieder die dumme Einrichtung, dass einer nur ein Jahr lang Präsident sein und besten Falls nach zwei Jahren wieder in die leitende Stellung zurückkehren darf. Es wäre ein wahres Glück, wenn Welti – dessen Namen im Parlament und in der Nation weitaus den mächtigsten Klang hat, und zwar mit Recht – sechs Jahre nacheinander am Ruder bleiben könnte; ich bin überzeugt, dass das ein ganz befriedigendes Ergebnis lieferte und jedermann die guten Folgen spüren würde. Aber das kann nicht sein; da kommt die democratische Marotte: ein solcher Mann könnte zu mächtig werden; also jedes Jahr einen frischen Kopf aufgesetzt! Es ist so dumm und so verkehrt als möglich; man sollte meinen, ein Kind sähe das ein; aber die ‹Doctrin› verlangt es und dass dieser ein Genüge geschehe, das ist doch die Hauptsache.

Nun sehe ich aber mit Entsetzen, dass ich in das Querulieren hineingekommen bin, ich weiss selber nicht wie, und ich bitte recht um Entschuldigung, dass ich Ihnen da mit Dingen komme, die Ihnen schwerlich sehr interessant sein können. Ich wollte eigentlich gar nicht da hinaus; ich wollte ja blos sagen, dass und weshalb ich mich in meiner Stellung nicht recht befriedigt fühle und wollte damit meine Schweigsamkeit erklären; ich habe die Eigenart, dass ich nur dann gerne mich mitteile, wenn ich in froher und freundlicher Stimmung bin; das ist wahr für den mündlichen, wie für den schriftlichen Verkehr. Darum, wenn ich innerlich unzufrieden, verdriesslich, brummig bin, ziehe ich mich in mein Schneckenhaus zurück und meide den Umgang mit Menschen. So lebe ich denn auch hier völlig wie ein Einsiedler, und ich befinde mich dabei noch verhältnissmässig am besten. – Dass ich nun eine Existenz, wie ich sie eben geschildert, nicht auf die Dauer fortzuführen wünsche, das werden Sie leicht begreifen; es ist mir nur die Frage, wie lange ich die Folgen des misslungenen Versuchs tragen soll, und da bin ich auch wieder in Verlegenheit. Gleich jetzt, das heisst am Ende des ersten Jahres daraus zu springen – an sich dasjenige, was ich am liebsten täte – das kommt mir fast kindisch vor; ich möchte doch meinen definitiven Abschied aus Allem, was öffentliches Leben heisst, nicht mit einer Handlung bezeichnen, über welche auch die mir Wohlgesinnten vielleicht die Köpfe schütteln würden; werde ich für nächstes Jahr zum Präsidenten gewählt, so

Vor wenigen Jahren mußten Sie es in sinnfälliger Thatsächlichkeit erleben, die Heimath in Rauch aufgehen zu sehen; jetzt hat sich derselbe Vorgang wiederholt; es ist nach gewöhnlichem Sprachgebrauche keine Thatsache aber nicht minder ein eben so tief greifendes Ereigniß, und was dabei in Ihrem Innern reißt, einstürzt, unter Schutt begraben wird, völlig kann und wird es nie wieder neu erstehen. Für die Gebäude und Straßen des Fleckens Glarus reichten um dies zu bewirken, vereinte Menschenkräfte aus; was innerlich brach, heilt keine Menschenkunst wieder zusammen.

Doch nun fort! das Tau ist gekappt; fahret nun hinaus, fahret wohl! Ihr nach menschlicher Schätzung Glücklichen! und wenn das neue Leben Euch nur die Hälfte des Wohlergehens einbringt das Ihr verdient, so hat jene Schätzung mehr als gewöhnlich das Richtige getroffen. Fahret wohl, Ihr braven Herzen und edlen Freunde! Und zwischen Euch und mir, das bitte ich nochmals, bleibe auch im neuen Leben Alles beim Alten!

Euer G. Sträßer

kann ich am Schlusse des Präsidialjahres auch nicht wohl fortgehen; man würde sonst sagen: ich hätte nur diese Auszeichnung haben wollen und empfehle mich, sobald ich dieses Ziel eines kleinlichen Ehrgeizes erreicht habe; und so, fürchte ich, wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als in Geduld das Ende der dreijährigen Amtsdauer abzuwarten, das heisst noch zwei Jahre auszuhalten. Vielleicht aber gibt es unterdessen einen Anlass, wo ich mit gutem Fuge die ‹Cabinetsfrage› stellen kann, und wenn der sich bietet, so schwöre ich, dass ich ihm nicht aus dem Wege gehen werde.

Und nun genug oder übergenug von meiner Person und meinen Beschwerden: es ist mir das alles so in die Feder gelaufen ohne rechtes Wollen und Wissen, und Sie müssen etwas Geduld mit mir haben.

Aus Ihrem letzten Briefe, der mir durch meine Schwester hierher ist zugesendet worden, vernehme ich, dass auch Sie nicht recht zufrieden sind: ich glaube es Ihnen gern und bedaure es tief, dass sich so manches bei Ihnen nicht so fügen will, wie es wohl zu wünschen wäre. Aber von einem sollten Sie doch nicht reden: von dem Gefühle des Alterns. Sie haben nun, wenn mich meine Rechenkunst nicht täuscht, ihre wohlgezählten 74 Jahre auf dem Rücken, und wer die schönen, kräftigen, schwungvollen Züge Ihrer Handschrift ansieht, wird es kaum glauben wollen, dass diese nicht von einem Manne in der Vollkraft seines Alters herrühren. Ich bin auch ganz überzeugt, dass Ihr Angesicht heute noch in rötlichem Glanze strahlt, wie in den Tagen Ihrer Jugend, und dass Sie der gleiche rüstige Wanderer heute noch sind, wie in den schönen Zeiten, wo Sie bei Regen und Sturm wie beim Sonnenschein die Umgegend von Glarus durchstreiften. Ist das nicht auch des Guten viel neben so manchem Ungemach? Wir haben es also beide ungefähr gleich: viel zu klagen, aber doch auch wieder manches, was uns das Leben erträglich macht. Und so wollen wir es denn beiderseits tragen, bis die freundliche Hand eines Genius uns die Last von den Schultern nimmt. Der Tag wird ja kommen, etwas früher oder etwas später, was hat es zu bedeuten?

Es soll mich freuen, gelegentlich wieder von Ihnen zu hören: sagen Sie mir zum Beispiel ein ‹kräftig Wörtlein› über die Slaven und die Türken, und was wünschbarer sei für Europa, dass die Türkenwirtschaft noch etwas fortdaure, oder dass das griechische Kreuz auf der Aja (Hagia) Sophia wieder aufgepflanzt werde? Mir tut die Wahl so wehe, dass ich gerne auf äussern Beirat horche.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb, auch wenn ich mich in langes Schweigen hülle!

Ihr Heer.»

Bildlegenden

– Fotografie Heers
Die Aufnahme stammt aus einer ganzen Serie von Bildern, die F. Kuhn, Glarus, aufgenommen hat. Denkbar ist, dass Heer ein solches Bild nach Aschaffenburg schickte.

– Fotografie Strässers
Im Brief vom 4. 6. 1863 äussert sich Strässer zu Heers «Lichtbild». Er stellt sich die Frage, ob auch er sich «finsterbildern» lassen solle, wie Heer das gewünscht habe. Selbstredend betrachtet Strässer das Sich-fotografieren-lassen als Abweichung von seinen Grundsätzen – und lässt dann doch Ende 1863 zwei Bilder herstellen, mit schwarzem Sammtkäpplein und grosser Porzellanpfeife, die er Heer schickt.

– Strässers Tolken
Die Umschrift lautet: «Soll ich nun dieses Ungeheuers willen die 2 ersten Seiten neu abschreiben? Nein!, es bleibe stehen als Bild eines im Werden begriffenen Saturnus mit Trabanten.» Strässer an Heer 18. 8. 1867 (vergrössert).
Wie Heer – selbst während einer Reise – zuerst einen Briefentwurf niederschrieb, so hält es auch Strässer. Die Briefe sind demgemäss Reinschriften, also ebenfalls eine Bestätigung der Briefkultur von damals.
Strässers Schrift entspricht Heers Urteil, sie ist bis zuletzt von einer geradezu erstaunlichen Festigkeit, einem überraschenden Schwung.

– Strässers Handschrift
Es handelt sich um einen kleinen – und leicht verkleinerten – Ausschnitt des ersten Briefes Strässers nach Bern, vom 21. 1. 1876.

– Ansicht von Glarus um 1890
Im Vergleich zum Plan vom 12. 5. 1861 ist in der Ansicht von 1890 (Jürg Davatz, Glarner Heimatbuch, S. 175) leicht zu bemerken, dass die Ränder vom Brand verschont geblieben sind. Das neue Glarus wurde von den Architekten Simon und Wolff streng rechtwinklig angelegt. Etwas unterhalb der Bildmitte ist das «tapfere» Haus, der «Stampf», gut zu erkennen. Heers neues Haus liegt, für sich allein, an der Peripherie im Norden, vor einer Gartenanlage mit Pavillon.

Quellen und Literatur

Die beigegebenen Schriftproben und die übrigen Illustrationen finden sich allesamt in den zitierten Quellen und der angegebenen Literatur. Die Abkürzung JHVG bedeutet Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus.

Handschriften

– Briefwechsel Heer – Strässer, sowie weitere Briefe von und an Heer, im Nachlass Dr. J. Heer (Depositum), Landesarchiv Glarus, Privatarchiv 1.

– Untersuchung über die in der Nacht vom 21./22. Juli 1848 gegen Herrn Pfarrer Streiff in Glarus durch eine Pasquille verübte Amtsehrverletzung, sowie die Protokolle des Kriminal-, Polizei- und Appellationsgerichts, Landesarchiv Glarus III F/K 67 – K 920/1848.

– Kubly-Müller, Johann Jakob. Genealogie des Landes Glarus, Landesarchiv Glarus.

Gedruckte Quellen und Literatur

(Berichterstattung)
– Der Brand von Glarus am 10./11. Mai 1861, Berichterstattung des Hülfkomite in Glarus, Glarus 1862.

Becker, Bernhard.
– Der Brand von Glarus, hg. von E. Vischer, Glarus 1986.

Bucher, Erwin.
– Die Geschichte des Sonderbundskrieges, Zürich 1966.

Davatz, Jürg.
– Glarner Heimatbuch, Geschichte, Glarus 1980.
– Glarus, in: Schweizerische Kunstführer, hg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern 1983.
– Die Rathäuser des Landes Glarus. Separatdruck aus Glarnerland/Walensee 1985.
– (Hg.) Glarus und die Schweiz, Streiflichter auf wechselseitige Beziehungen, Glarus 1991.

Droz, Numa.
– Un magistrat républicain, Le Landamman Heer, in: Bibliothèque universelle et revue suisse 29/30 (1886).

Fueter, Eduard.
– Die Schweiz seit 1848, Geschichte, Politik, Wirtschaft, Zürich 1928.

Greyerz, Hans von.
– Der Bundesstaat seit 1848, in: Handbuch der Schweizer Geschichte 2, Zürich 1977.

Habicht, Hans-Martin.
– Landammann und Bundespräsident Dr. Joachim Heer, Ein Rednerporträt aus dem 19. Jahrhundert, ungedruckte Seminararbeit, Universität Zürich 1988/89.

Heer, Gottfried.
– Landammann und Bundespräsident Dr. J. Heer, Lebensbild eines republikanischen Staatsmannes, Zürich 1885.
– (Hg.) Landammann und Bundespräsident Dr. J. Heer, Vaterländische Reden (nebst biographischen Nachträgen), Zürich 1885.

Kalka, Joachim.
– «To bäh or not to bäh», Kleine Glosse zum grossen Streit zwischen Voss und Lichtenberg, in: Georg Christoph Lichtenberg, 1742–1799, Wagnis der Aufklärung, München/Wien 1992.

Müller, Emil Franz Josef.
– Nationalrat Segesser und Bundesrat Heer, Das Suchen nach dem Weg der rechten Mitte in der eidgenössischen Politik, in: JHVG 62 (1968).

Nabholz, Adolf.
– Geschichte der früheren Sekundar-Schule, jetzigen Höhern Stadt-Schule von Glarus, Glarus 1911.

Nipperdey, Thomas.
– Deutsche Geschichte 1800–1866, Bürgerwelt und starker Staat, München 1983.
– Deutsche Geschichte 1866–1918, Machtstaat vor der Demokratie, 2. durchges. Aufl., München 1993.

Ruffieux, Roland.
– Die Schweiz des Freisinns (1848–1914), in: Geschichte der Schweiz und der Schweizer, Basel und Frankfurt/M. 1986.

Strässer, Carl.
– Gottlieb Strässer (1802–1882), eine Biographie, ungedruckt (1976), Fotokopie im Landesarchiv Glarus.

Tschudi, Niklaus.
– Glarus vor, während und nach dem Brande des 10./11. Mai 1861, Glarus 1864.

Tschudi, Rudolf.
– Zur Geschichte der Glarnerischen Presse, Glarus 1925.

Vischer, Eduard.
– Politische Beredsamkeit im demokratischen Kleinstaat vom 17. bis 19. Jahrhundert (Gastvorlesung vom 29. 5. 52 Universität Zürich, Erstpublikation in: Welt als Geschichte, 1953), in: Eduard Vischer, Heimat und Welt, Studien zur Geschichte einer schweizerischen Landsgemeinde-Demokratie, Bern 1983.
– Inconstantia nihil constantius, Worte an der Schulfeier für die oberen Klassen der Kantonsschule Glarus zum Gedenken an den Brand von Glarus vom 10./11. Mai 1861 (10. Mai 1961 in der Aula), in: Maturität – fünf Schulreden, Glarus 1963.

- Briefe an Bundespräsident Doktor Joachim Heer 1877, in: JHVG 60 (1963).
- Königgrätz, eine Säkularbetrachtung, in: JHVG 61 (1966).
- (Hg.) Fünf Briefe des jungen Jost Winteler an Landammann Dr. J. Heer, mit einer Einführung von Prof. Dr. Karl Fehr, in: JHVG 61 (1966).
- Glarus und Basel, aus dem Briefwechsel von Landammann Dr. J. Heer und Ratsherr Karl Sarasin, in: Eduard Vischer, Heimat und Welt, Studien zur Geschichte einer schweizerischen Landsgemeinde-Demokratie, Bern 1983.
- Landammann Dr. Joachim Heers deutsche Gesandtschaft 1867/68, in: Eduard Vischer, Heimat und Welt, Studien zur Geschichte einer schweizerischen Landsgemeinde-Demokratie, Bern 1983.
- Dr. iur. Joachim Heer, Landammann und Bundesrat, 1825-1879, in: Grosse Glarner, 26 Lebensbilder aus fünf Jahrhunderten, hg. von Fritz Stucki und Hans Thürer, Glarus 1986.

Winteler, Jakob.
- Glarus und der Sonderbund, Glarus 1948.
- Geschichte der Glarner Landesbibliothek, Glarus 1949.
- Glarus, Geschichte eines ländlichen Hauptortes, hg. vom Gemeinderat Glarus zum 100. Gedenktag des Brandes vom 10./11. Mai 1861, Glarus 1961.

VARIA